



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1931

11 (1931)



Nummer 11

November 1931

49. Jahrgang

Verlagort Nördlingen

X

Inhalt des Novemberheftes:

Es kommt ein Tag. Gedicht . . . 221	da Trott 233
Heim zum Vater. Von Schwester M. Avellina Hohm, O.F.M. . . . 222	Das Inderproblem. Von P. Bern- hard Huß 235
Zur Eröffnung des neuen Priester- Seminars für Eingeborene . . . 224	Gäste des Ostens. Von stud. phil. P. J. Hasenberg 238
Missionspost 227	Ungeweinte Tränen. Gedicht . . . 240
Aus der Apostol. Präfektur Um- tata. Von P. Bernhard Huß . . . 236	Seitiger Tod der Mutter eines Missionars 241
Am Grabe der Mutter. Von Mag-	Das Paradieszimmer. Von Joseph Spillmann, S.J. 241

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Böhmen, Oest., Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postcheckkonto Nürnberg 104

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugos., Rumänien:
Mariannhiller Mission Vinz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Oest.	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Böhmisch-Schlesien	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Fengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Mariannhiller Abreiß-Kalender

für das Mariannhiller 1932 Jubiläumsjahr

stellt auf seiner Rückwand die hl. Theresia rosenpflückend dar. Er bietet in seiner Originalität unseren Wohltätern einen Ansporn, der hl. Patronin der Missionare, Rosen d. h. Wohltaten in die Hand zu geben, damit sie dieselben ihren Schützlingen zuteile. Diese

Theresienrosen

werden dem Bilde an den bezeichneten Stellen aufgeklebt. Theresienrosen kostet das Stück 10 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Vertretungen der Mariannhiller Mission

Aus Welt und Kirche

Das Heldenlied. — Ein Erlebnis in Ruffstein. Licht an Licht glüht auf im nachtverschleierte Sal. Nur der wuchtige Felsenkopf inmitten der enggescharten, leuchtenden Punkte ragt schwer und dunkel empor, und grau und bleich, vom Licht der Tiefe nur flüchtig beneht, stehen glatte Festungsmauern und ragen Türme. Dunkel ist die Weite, ist Feld und Hang, nur droben, hoch droben strahlt noch auf den bleichen Felsen des Kaisers ein letztes, verlorenes Schimmern der Sonne. Ferne klingt ein unbestimmtes Rauschen, duftgeschwängert scheint der Nacht kosende Luft und in den Kronen schlanker Buchen, fein und rank mit zierlichem Geblättern sich vom gestirnten Himmel hebend, seufzt leise und sächelnd der Wind.

Da brausen Orgelklänge aus dem Sal und heben sich feierlich, mythisch, auf geheimnisvoll mächtigen Flügeln in die sterndurchflamte Nacht ernst u. schwer, wie gebeugt unter der eigenen Wucht, ringen sich die Klänge aus dem Dunkel, ebbend wie urweltliches Meeresswogen voll einer erdenfernen Innigkeit und voll des schweren, gefesselten Leides. Sie umfluten die vor Unendlichem bangende Menschenbrust, klopfen an sie, ernst u. dumpf, und wühlen sie auf in ihren geheimsten Gründen. Das Schicksal hebt im brausenden Orgelsang und schwillt wie eine ungeheure Welle zum stürmenden Fortissimo, das die dunkle Erde in heiligen Schauern nach ihrer Gottheit schluchzt.

Und siehe, vor der Seele geborstenen Tiefen öffnen sich die Gräber von Meer zu Meer und Millionen horchen auf, erwachend von dem brausenden Ruf, der Erde und Himmel durchzittert, und die Toten lauschen in langen, langen Reihen, wie die morschen, brüchigen Kreuze stehen, die von den Stätten ihrer Ruhe kündend. Siehe, an den murmelnden Wassern der Piave horchen sie auf der Heimat Orgelstürmen und am Dnjester, am silbrig dämmernden San, an der Maas und am Tsonzo; auf der Gletscherfahlem Strömen stehen die Bleichen wieder und in den weiten Ebenen Flanderns, in den Karpathen und in den Vogesen, aus fernen Meeren erheben sie sich und aus der Wüsten gelbem Sand, und sie alle lauschen dem stürmenden Klingen, das zu gottnaher Größe sich steigend vom Heldentum singt. Und sie in Ost und West, in Nord und Süd, die der Heimat ihres Blutes Lebensströme geopfert, sie können lächeln ihres Todes, da der Heldenorgel betend Brausen über ihre dumpfen Gräber die Kränze der Unvergeßlichkeit breitet. Und sie

schlummern weiter mit diesem erlösten Lächeln auf den toten Lippen, sie schlummern weiter den Ewigkeiten entgegen, und der Heimat Orgelsang schwebt über den weitverstreuten Grabhügeln u. trägt auf schwingenden Wellen Herzeleid und Tränen, Verzicht und Opfer und eines ganzen Volkes Dank mit sich, und braust über Erde und Meeren und schwillt zu den Sternen empor und in Demut neigt sich vor heldischer Größe ein armes und doch reiches Vaterland.

Unbeirrt ziehen die dankgeborenen Töne mit schmerzbetauten Flügeln ihren freudvoll erlösenden Weg und durchdringen Finsternis und Schicksal mit ihrer Gottessehnsucht. Es ist nicht mehr das dunkle, bergumsäumte Sal mit der enggescharten Lichterherde: das Erdenrund ist zum gewaltigen Tempel geworden und auf dem Altare glüht wie heiliger Gral der erdgebundenen Menschheit unirrliches Leid und ihre sternennaher Opfergröße.

Unendlichkeit braust aus der Tiefe und vermählt sich mit des Himmels Unendlichkeit!

Langsam nur verebbt der Heldenorgel erschütterndes, ewigkeitsstrunkenes Lied. Weich und leise, wie voll Trost und Segen, verklingt der toten Helden Wehgesang. Schwer und dunkel, einsam und ferne rauschend lastet wieder die Nacht und seltsam versonnen blinken nur des Tales Lichter. Blütendüfte schweben auf leichtem, sanftem Windesatem durch leise flüsternden Wald und in den welkenfern freisenden Sternen leuchtet das gütige Lächeln der Gottheit.

Schottland. Für die Seligsprechung eines schottischen Mädchens. — Eine vom Erzbischof Macdonald von Edinburgh unterzeichnete offizielle Notiz, die an allen Kirchentüren angeschlagen wurde, verlangt zur Förderung des Seligsprechungsprozesses Zeugnisse über das Leben von Margaret Sinclair. Wenn sie noch am Leben wäre, würde sie heute 31 Jahre zählen. Am 20. März 1900 in Edinburgh geboren als Tochter eines Straßengelehrers, starb sie am 24. November 1925, nachdem sie die beiden letzten Lebensjahre als Klaristin zugebracht hatte. Im Frühjahr 1925 warf sie die Tuberkulose aufs Krankenlager, wo sie Monate hindurch heroische Kraft in ihrem großen Leiden zeigte. Zahlreiche Gebetsanhörungen werden ihrer Fürbitte zugeschrieben, besonders vonseiten Arbeitsloser.

Spanien. Merkwürdige Erscheinungen. Gewaltigen Eindruck auf das spanische Volk machen die Berichte von wunder-

baren Erscheinungen der Mutter Gottes in der Berggegend von Esquioga. „El Dia“ von San Sebastian und „Mati“ von Barcelona veröffentlichte lange Berichte über diese Vorkommnisse. Eine ganze Anzahl von Personen erklären, die schmerzhaftige Mutter Gottes gesehen zu haben; die einen erklären, die von ihnen geschauten himmlische Frau habe einen Zweig in der Hand und Blumen zu ihren Füßen, andere wieder berichten von tiefer Trauer der Gottesmutter, die in der einen Hand einen Rosenkranz und in der anderen ein Schwert usw. habe. Eisenbahnzüge und Trams sind überfüllt; sogar Extrazüge mußten eingelgt werden. Automobil-Karawanen führen Tausende die Anhöhen hinauf, wo zu Esquioga die Volksmenge schon auf 25 000 Köpfe geschätzt wurde, die da in Rosenfranzosebet und Anrufungen Mariens die Nacht über verharren, um der Erscheinung teilhaftig zu werden. Die Kinder Andres und Antonia, die zuerst von der Erscheinung berichteten, stehen unter ärztlicher Aufsicht, die aber nichts Abnormales feststellen konnte.

Katholiken und internationale Friedensarbeit. Der Leitartikel des „Observatore Romano“ vom 24. 7. 1931 beschäftigt sich mit der „starken und breiten Bewegung zur Annäherung der Völker und zur Herbeiführung des Friedens unter den Nationen“, die seit dem Weltkrieg in vielen Ländern Europas und Amerikas festzustellen ist. Es wäre unverständlich, wenn die Katholiken an den Werken der privaten oder öffentlichen „Friedensrüstung“ ihre Mitwirkung versagt hätten. In der Vergangenheit hat man vielfach darüber geklagt, daß in fast allen Ländern die Katholiken sich vielfach sehr stark von übertrieben nationalistischen Strömungen gefangennehmen ließen und so auch dazu beitrugen, daß der Abbau der nationalen Feindseligkeiten sich verlangsamte.

Heute ist ein solcher Vorwurf nicht mehr am Platze. Fast überall sind die Katholiken in der Friedensbewegung auf ihrem Platze. Sie besitzen ja die wahre Einheit in der Lehre und in der Disziplin und sind daher mehr als alle anderen befähigt, eine starke und wirksame internationale Bewegung zu entfachen, die in sich alle Elemente enthält, die notwendig sind, um die Friedenslehre Christi zu verwirklichen. Gestützt auf die katholischen Lehren und auf die Gebete der Gläubigen, müßten die Katholiken in der Lage sein, die Gewissen der verantwortungsbewußten Menschen dazu zu bringen, daß sie die großen Wohltaten eines beständigen Friedens voll begreifen.

Kein Zweifel: die Katholiken sind berufen, die Bannerträger der Friedensidee zu werden; denn nicht umsonst hat Christus sein irdisches Leben begonnen und beschlossen mit einem Mahnruf zum Frieden, nicht umsonst hat er den Frieden als den größten Schatz der Menschen gepriesen und in seine Predigten immer wieder die Lehre vom Frieden, die er den Menschen als kostbarstes Vermächtnis hinterließ, eingeflochten. Die Mitarbeit am Friedenswerk ist nicht nur eine religiöse Pflicht, sondern auch eine vaterländische: denn niemand dient heute seinem Vaterlande besser als der, welcher es zu einem Bollwerk des Friedens macht.

Des Freiherrn vom Stein Mut vor Königsthronen. In der „Augsburger Postzeitung“ erzählte kürzlich Dr. Robert Stein Anekdoten über den Freiherrn vom Stein, die den aufrechten Mut des Staatsmannes auch gegenüber Fürstlichkeiten eindrucksvoll zeigen: „Der Herzog v. Sachsen, Goethes Freund, hatte in Frankfurt an offener Tafel in schlüpfriger Weise von Liebeserlebnissen gesprochen; der Freiherr vom Stein verwies ihm das; der Großherzog meinte leichtthin, solche Liebesgeschichten hätten sie doch alle in der Jugend erlebt. Da fuhr Stein auf, sagte, er jedenfalls habe sich nichts in dieser Hinsicht zuschulden kommen lassen, und es sei unerhört, daß der Großherzog vor jungen Offizieren sich derart vergäße. . . .“

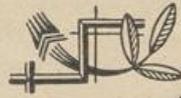
Die Zarin-Mutter, aus deutschem Fürstenblut stammend, sprach einst in hochfahrender Weise von deutschen Soldaten. Da erhob sich Stein und erklärte mit schwer verhaltenem Ingrim: „Eure Majestät haben sehr unrecht, dies zu sagen, und zwar vor den Russen zu sagen, welche den Deutschen so viel verdanken; Sie sollten auch nicht sagen: Sie werden sich der Deutschen schämen, sondern sollten Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten. Ich habe in den Jahren 1792, 93 usw. am Rhein gelebt; das brave deutsche Volk hatte keine Schuld; hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden, nie wäre ein Franzose über die Elbe geschweige die Weichsel und den Dnjepr gekommen.“

Der bayerische Kronprinz äußerte sich ungünstig über Görres'sche Aufsätze im „Rheinischen Merkur“ und bemerkte dazu, daß der Freiherr vom Stein solche Leute wie Görres schütze; Stein, der mit an der Tafel saß, und die Worte hören mußte, sagte scharf: „Ich bitte, daß Eure Königliche Hoheit Ihre Stellung nicht vergessen, wer Sie sind und wer ich bin. Es ist nicht schicklich, in so großer Ge-

Vergißmichnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 11

November 1931

49. Jahrgang

Es kommt ein Tag

Es kommt ein Tag, — da wird dein Pulsschlag stocken,
Das Leben flieht, dein müdes Auge bricht.
Es kommt ein Tag, — da läuten dumpf die Glocken,
Du aber schläfst und hörst ihr Klingen nicht!

Die Blumen blüh'n an deinem Sarkophage,
Und dir zu Füßen sprüht der Kerze Licht,
Man weint um dich und singt die Totenklage,
Du aber schläfst, dein Ohr vernimmt sie nicht.

Die Freunde steh'n an deinem off'nen Grabe,
Und jeder still ein Vaterunser spricht,
Die Scholle sinkt als letzte Erdengabe
Auf deinen Sarg, du aber hörst es nicht.

Dein Mund ist stumm, das Herz hat ausgeschlagen,
Die Seele steht vor Gottes Richterthron. —
Ist sie ins Buch des Lebens eingetragen?
Es kommt ein Tag, — wer weiß — ob morgen schon?

Josefine Moos



Heim zum Vater

Von Schwester M. Abellina Hohm, O.S.F., Lehr a. M.

Wenn auch Jahre und Jahrzehnte ihre Schatten auf die Vergangenheit werfen, ein kleines Erlebnis wird mir immer gleich lichtvoll in der Erinnerung stehen und stets helles Leuchten in die Zukunft strahlen.

Ich saß in einem Abteil 3. Klasse. Rasch rollte der Zug. Draußen die dunkle Spätherbstnacht. Es stöhnte der Sturm, es weinten die Wolken. An die Scheiben schlugen die fallenden Tropfen. Sie sangen in feinen Tönen. Doch wehmütig klang die Weise. Sie sang sich hinein in die sinnende Seele und füllte sie mit schweren Gedanken. Diese Novemberabende voll Nebel und Nässe, voll fallender Blätter, lichtlos und schwer sind durchflochten von trüben Erinnerungen. Sie mahnen an Versinken und Vergehen, mahnen an Sterben.

Jäh wurde ich aus meinen Todesgedanken geweckt. „Tante, wie lange noch?“ Eine helle, klare Kinderstimme fragte es in seligem Ungestüm.

„Bald, bald, Rosmarie, dann sind wir zu Hause“, nickte die Dame der Vierjährigen zu.

„Beim Vater, o beim Vater“, fügte nun die Kleine stiller bei. Und so viel Freuen, so viel Sehnsucht lag darin. Meine Gedanken verflogen wie unheimliche, verscheuchte Vögel, denn aus diesen blauen, frohleuchtenden Augen strahlte so viel Sonne, daß alle Schatten schwinden mußten. Nun schaute das Kind in die regenschwere Nacht, ohne Bangen, voll stiller Freude und seliger Erwartung.

Bald hielt der Zug. Rasch stieg die Dame mit dem Kinde aus. Mich drängte es, das Fenster zu öffnen. Ich mußte den beiden noch einmal nachsehen. Da wieder das silberhelle Kinderstimmchen: „Vater, lieber Vater“ und mit weitgespannten Armen flog die Kleine dem Wartenden entgegen. Schon lag sie an seiner Brust und immer fester schlang sie die Armchen um seinen Hals und immer jauchzender klang ihr Gruß: „Vater, mein lieber Vater!“

Tief griff mir der jubelnde Ton in die Seele und klingt immer wieder klar und rein, und immer sehe ich die Kleine in glücklichfrohem Geborgensein in den gütigen Vaterarmen.

Lange stand ich am offenen Fenster, ließ mir die heißen Schläfen von der frischen, feuchten Abendluft fühlen. Wieder rollte der Zug. Leiser rieselte nun der Regen. Noch blickte ich hinaus in die düstere Novembernacht, doch nicht mehr mit dunklen, schweren Gedanken, licht-helle, hoffnungsfrohe wuchsen in meiner Seele, reisten zum stillen Erkennen. Das Kind ging zum Vater, ging nach Hause, das machte die Kleine leuchtend und selig trotz stürmischer, sternloser Nacht.

Ist unser Leben nicht auch ein Heimgehen, ein Gehen zum Vater? Gewiß, oft führt der Weg durch Nebel und Nacht. Bange Sorge und wehes Leid warten auf uns. Wie kalte Schauer legen sie sich auf die

Seele, wollen sie hemmen und halten auf ihrem Pfade. Doch über allem Zögern und Zagen soll tiefe Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Vater stehen und ihre Lichtstrahlen in die Zukunft werfen. Dann wird die Seele furchtlos in die Ferne schauen, denn sie weiß, der Weg führt in das Land der Ewigkeiten, nach Hause. Und in dieser Gewiß-



Herr, gib ihnen die ewige Ruhe!

heit wandern wir froh, Zuversicht im Herzen und Licht in den Augen. Es ist ein seliges Schreiten, beglückend für uns, ermunternd für andere.

Auch auf uns wartet in der Heimat der Vater, wartet mit offenen Armen. Unser drängendes Sehnen wird uns hineinführen, daß wir uns flüchten an seine Brust in jauchzendem Glück, in nie endender Seligkeit. Dann sind auch wir daheim, sind beim Vater, sicher und ewig geborgen an seinem Herzen.

Zur Eröffnung des neuen Priester-Seminars für Eingeborene

28. Juni 1931.

Der 28. Juni ist mit roten Lettern eingezeichnet in den Kalender des katholischen Missionswerkes Südafrikas; denn es war der Tag der feierlichen Einweihung des neuen Eingeborenenseminars, nahe beim Städtchen Tzopo, in Natal.

An hervorragenden Persönlichkeiten Südafrikas waren erschienen: Seine Exzellenz, der hochwürdigste Herr Erzbischof und apostolische Delegat von Südafrika, B. J. Gijlswijk, O. P.

Die Hochwürdigsten Bischöfe:

Delalle von Durban; Fleischer von Mariannhill; Spreiter von Zululand, Hennemann von Ontshorn;

die apostolischen Präfekten:

Msgr. Haniich, RMM., von Umtata; Msgr. Demont von Mliwal Noorth; Msgr. van Nüffel von Pieterburg; Msgr. Belleze von Swaziland; Msgr. Mohn von Leydenburg; Msgr. Vogel von Queenstown.

Ferner waren noch erschienen der Hochwürdigste Herr Abt Gerard Wolpert, RMM., früherer Abt von Mariannhill, sowie eine große Anzahl Priester aus den verschiedensten Missionsgebieten und Distrikten, viele Brüder und Schwestern, einige Eingeborenenbrüder und Schwe-



Schüler-Musikkapelle in Lourdes



Gesangchor der Weißen besucht den Gesangchor der Eingeborenen

stern. Die Volksmenge war von nah und fern herbeigeeilt, um dem seltenen Schauspiel beizuwohnen.

Die Feierlichkeit wurde am Samstag, den 27. Juni abends eröffnet indem sich der Klerus und das anwesende Volk in der Seminarkapelle versammelte. Der Seminarchor der Eingeborenen sang das „Veni Creator“ und Bischof Delalle von Durban predigte über die Zentenarfeier der Gottesmutter von Ephesus, wo genau vor 1500 Jahren das Konzil die Ehre der Gottesmutter gegen Nestorius zu verteidigen hatte. Bischof Delalle führte aus, wie in Ephesus und während all der Jahrhunderte die allerseligste Jungfrau sich als Besiegerin jeder Häresie erwiesen hat. Zum Schluß ermahnte der hohe Herr die zukünftigen Eingeborenenpriester, immer auf die Hilfe der Gottesmutter zu vertrauen, wenn sie einmal ihren eigenen Stammesbrüdern die einzigen Wahrheiten des einzig wahren Glaubens predigen würden.

Zur selben Zeit sprach Msgr. Hanisch RMM. im Quadrat des Seminars zu der dort versammelten Volkschar. Nach der Ansprache fand eine Prozession mit dem Allerheiligsten innerhalb des Seminars statt. Seine Exzellenz Bischof Hennemann trug das Allerheiligste und die übrigen Teilnehmer an der Prozession trugen brennende Kerzen. Die Musikkapelle von Mariannahill (bestehend aus Brüdern und Eingeborenen) spielte erhebende Weisen. Im Anschluß an die Prozession wurde der Segen mit der Monstranz erteilt.

Am Sonntag den 28. Juni hatte sich gegen 10 Uhr die größte Anzahl des Klerus, der Ordensleute und Laien, Europäer sowohl als auch

Eingeborene am Plage vor dem Seminar versammelt. Die Bischöfe, Prälaten und Priester begleiteten in großer Prozession den apostolischen Delegaten zu einem eigens aufgerichteten Thron im Quadrat des Seminars. Bischof Fleischer RMM. sprach einige Worte zur Begrüßung und bat seine Erzellenz, den Erzbischof, das Seminar einzuweihen, in welchem mit Gottes Hilfe ein würdiger Klerus herangebildet werden sollte. Nachdem der Seminarchor die Allerheiligenlitanei gesungen hatte gingen der Herr Erzbischof und Bischof Fleischer in Begleitung des Klerus in die einzelnen Räume, um sie einzusegnen. Dann hielt der apostolische Delegat eine Ansprache vom Altare aus, in welcher er Bischof Fleischer von Mariannahill ganz besonders Glück wünschte zur Vollendung des Seminars. Er gab der Hoffnung Ausdruck, daß in diesem Seminar ein Eingeborenenklerus herangebildet werde, groß an Wissenschaft, aber ganz besonders groß an den christlichen Tugenden. Dann verkündete der hohe Herr feierlich, daß dieses Seminar von allen kirchlichen Würdenträgern und Priestern als das Zentralseminar für ganz Südafrika angesehen werden sollte. Darauf zelebrierte Bischof Spreiter von Zululand ein feierliches Pontifikalamt. Anschließend hielt ein Priester noch eine Predigt in Zulu an das im Quadrat versammelte Volk. Es waren mehr als 2000.

Nachmittags 3 Uhr war feierliche Vesper mit Segen. Dann wurden die Reliquien der Martyrer von Uganda zur Verehrung ausgesetzt. Eine kurze Ansprache folgte über die seligen Ugandamartyrer, und die Reliquien wurden zum Kusse gereicht. Mit dieser Feier ward der bedeutungsvolle Tag geschlossen.

In der Zeit von 1881—1900 wurden von den Mariannahiller Missionaren 5 junge Eingeborene nach Rom gesandt, um am Propagandakolleg zu studieren. Einer von diesen starb in Europa, die anderen 4 kehrte nach der Priesterweihe nach Afrika zurück (1898—1906). Zwei von diesen Eingeborenenpriestern arbeiten im Vikariat Mariannahill.

Bei der ersten Bischofskonferenz in Kimberley im Jahre 1924 wurde beschlossen, daß in Südafrika ein Seminar für Eingeborene eröffnet werden sollte. Darauf begann Bischof Fleischer RMM. in Mariatal bei Tzopo, Natal, mit etwa 12 Studenten und einem Priester als Professor. Nach und nach stieg die Zahl der schwarzen Studenten auf 36, die von 3 Priestern und 3 schwarzen Professoren unterrichtet werden. Indes mußte man auch daran gehen, ein eigenes Seminar für die Studenten zu errichten. Das neue Gebäude wurde errichtet auf einem Hügel, von wo aus es die ganze Gegend beherrscht. Das Seminar ist drei Meilen von der Missionsstation Mariatal entfernt und zwei Meilen vom Städtchen Tzopo. Der Grundstein wurde in feierlicher Weise gelegt von Sr. Erzellenz Erzbischof Gijlswijk, Apostolischer Delegat von Südafrika am 3. November 1928. Das neue Seminar wurde der Gottesmutter „Sitz der Weisheit“ und den „Seligen Martyrern von Uganda“ geweiht. Das fertige zweistöckige Bauwerk hat die Form eines großen Rechtecks. Die Längsseite mißt 60 m, die Breitseite 7 m. Eine Breitseite ist teilweise offen. Die herrliche Kapelle ist 27×11 m groß

und hat 3 Altäre. Später soll die Zahl der Altäre auf 6 vermehrt werden. Das Seminar umfaßt einen großen Speisesaal, 2 Bibliothekszimmer, 1 Studiersaal, 12 Räume für Professoren, 8 Schlaffäle und eine Badeanlage. Ferner gibt es Räume für europäische und schwarze Schwestern, Küche, Waschküche und 4 Fremdenzimmer. Die Studenten haben schon einen großen Gemüsegarten angelegt, sowie Obst- und Zierbäume angepflanzt. Der Tropo-Fluß liefert das Wasser für ein großes Reservoir, sowie auch den Antrieb für eine elektrische Anlage, um das Seminar mit Licht und Strom zu versehen.

Missionspost

Embatwe-Mission, Süd-Rhodesia

Schw. P. Alwanger schreibt: Zu einer Heidenmission gehört ein Missionar und wenn möglich Missionsbrüder und -Schwestern und eine Anzahl Gehilfen aus den Eingeborenen selbst. Solange der weiße Missionar allein arbeitet ohne Gehilfen zu haben, die ihre eigenen Landsleute zu bekehren sich bemühen, Laienapostel, gleichviel ob sie Katechisten oder Lehrer sind, ist sein Wirken sehr eingengt. Es müssen das Christen sein, die tiefer als die meisten andern in die Wahrheiten der Religion eingedrungen und davon erfüllt sind, die die Beweggründe und Absichten des europäischen Missionars nicht wie viele andere ganz oder halb mißverstehen. Sie beherrschen ihre Sprache, sprechen mit jenen Bildern und Vergleichen, die die Leute verstehen und haben das Vertrauen als Stammesgenossen schneller und leichter erobert als der weiße Missionar. Daher ist eine Mission mit nur europäischem Personal nur eine halbe Mission und bleibt ein fremdartiges Gebilde unter den Eingeborenen; deshalb ist der Missionserfolg auch gering.

Als ich letztes Jahr die Embatwe-Mission zu übernehmen hatte, war sie noch in diesem beschränkten Anfangsstadium. Wohl waren im Umkreis einige Kilometer weit etwa die Hälfte der Leute katholisch und die Kinder kamen zur Schule, aber in all den weiten Ländereien darüber hinaus gab es keine Kirche, keine Schule, keine Katechetenstelle. So entwickelte sich im Kopfe der Neger die Idee, das katholische Christentum sei an ein kleines Stück Land geknüpft, das der Mission gehört. Wer von dort wegzieht oder anderwärts wohnt, für den kommt die katholische Religion überhaupt nicht in Betracht. Wohl war das Land zum Teil von protestantischen Missionen schon beschlagnahmt durch ihre Schulen, aber es blieb noch genug Raum frei. Nach vielen Mühen gelang es, einige geeignete Lehrer zu finden und an fünf günstigen Stellen Schulen zu beginnen. Meist dient ein schattiger Platz unter einem Baum als erster Schulraum. Doch für die Regenzeit genügt das nicht, und auch die Regierung hat keine Begeisterung für solche Baumschulen. Es muß eine Schule gebaut werden. Die Schulkinder und die Erwachsenen müssen mithelfen, aber so manche Auslage bleibt dem Missionar auch bei einfachen Bauten. Meine fünf neuen Schulen weisen ungefähr alle Bauarten auf, die hierzu ande dafür in Betracht kommen. Die billigste Art ist ein Bau aus unbehauenen Baumstämmen mit Grasdach, eine andere Art Bau aus gestampfter Erde mit Grasdach, dann mit ungebrannten großen Ziegeln oder mit gebrannten Ziegeln. Eine größere Auslage aber sind die Lehrer. Obwohl sie verhältnismäßig sehr niederen Lohn erhalten, ein eingeborener Polizist ohne Bildung erhält mehr als mein bestgebildeter Lehrer, macht es für fünf Schulen monatlich eine für den armen Missionar große Summe aus. Wenn die Lehrer genügende Ausbildung besitzen und die Regierung die Schule anerkennt, gibt sie der Mission eine Unterstützung, die im günstigen Falle die Hälfte oder zwei Drittel der Auslagen für die Lehrer deckt. Aber hier in Süd-Rhodesia bezahlt sie dieses Geld erst nach Ablauf des Schuljahres. Da nun meine fünf Schulen alle neu sind, so müssen die Lehrer das ganze Jahr bezahlt werden, ohne daß eine Unterstützung dafür von der Regierung da ist. Was sie

gibt, ist dann eine Hilfe für das nächste Jahr. Was Wunder, wenn dem armen Missionar das Geld in der Mitte des Jahres ausgeht und er vor der Frage steht, was nun?

In dieser Not wandte ich mich an meinen Obern, der bis jetzt helfen konnte, aber auch nicht weiß, wo her nehmen und mir auftrag, zu betteln. Ich machte für diese Schulen ungefähr 2000 Meilen (über 3000 Kilometer) mit dem Fahrrad durch oft sehr sandiges Land mit schlechten Wegen, gab fast alles Einkommen dafür aus — ungefähr 400 Kinder lernen darin — und nun soll ich die Schulen wieder schließen und die Lehrer entlassen wegen Geldmangel? Sie sind dem hl. Herzen Jesu, der Gottesmutter, dem hl. Josef und den Patronen der Heidenmissionen Franz Xaver und der hl. Theresia vom Kinde Jesu geweiht. Vielleicht hat jemand die Absicht, zu Ehren des heiligsten Herzens oder der seligsten Jungfrau oder der Patronen der Mission ein gutes Werk zu tun, um zu danken oder etwas zu erbitten. Hier ist eine schöne Gelegenheit. Jede Schule ist zugleich Kirche und die meisten Schüler sind Katechumenen, sie lernen für die Taufe.

Verhehung — eine Tierfabel aus dem Mash'onaland, Süd-Rhodesia

Einst waren Ochs und Löwe dicke Freunde. Das Murmeltier sah ihre Freundschaft und dachte sie zu entzweien mit Hinterlist. Es ging eines Tages zum Löwen und sprach: „Löwe, du bist ein großes Tier. Mich wundert nur, daß der Ochs sagte: Wahrhaftig, am Tage, an dem ich dem Löwen begegne, spieße ich ihn auf mit den Hörnern. Warum hat er die Ziegen meines Herrn getötet?“ Der Löwe antwortete: „Ist das wirklich wahr, Vetter?“ Das Murmeltier sprach: „Ich kann es beschwören bei meiner verstorbenen Schwester und bei allen Festtagen!“ Der Löwe sagte: „Ich mache mir nichts daraus, ihm zu begegnen.“ Fort lief das Maultier zum Ochs und sprach zu ihm: „Der Löwe hat gesagt: „An dem Tage, an dem wir zusammentreffen, wird nichts übrig bleiben als das Gras.“ Der Ochs erwiderte: „Ist es wirklich so? Aber der Löwe ist doch mein Freund?“ Das Murmeltier sprach: „Der Löwe verlangt, daß du deine Hörner abschneidest, wenn du sein Freund bleiben willst.“ Der Ochs darauf: „Das mag ich nicht, sie sind meine Zier.“ Wieder wanderte das Murmeltier zurück zum Löwen und berichtete ihm: „Der Ochs verlange, er solle sich seine Zähne ausreißen lassen.“ „Nein“, sprach der Löwe, „das tue ich nicht, sie sind mein Stolz.“ Seit jenem Tag waren Ochs und Löwe Feinde, sie konnten einander nicht mehr leiden, bis eines Tages der Löwe sprach: „Ich will es einmal versuchen, mit dem Ochs zu kämpfen.“ Der Ochs unterlag und der Löwe fraß sein Fleisch und fand es gut. So kam es, daß Ochs und Löwe keine Freunde mehr sind.

Ein trauriger Anfang, eine lustige Mitte und ein trauriges Ende

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM., Empandeni

Weil es im Empandeniland nicht recht wachsen will, so sind wir einmal auf den Gedanken gekommen, eine Straußenzüchterei anzufangen. Ja, und diese Züchterei hat die Überschrift dieser Zeilen vollständig gerechtfertigt.

Bringt da eines Tages ein Eingeborener vier ganz junge Strauße, die wir ihm abkaufen sollten. Nun, das waren sehr putzige Dinger und so einigte man sich, die Kerlchen um einige Schillinge zu kaufen. Aber es war schwer, einen geschützten Platz für sie zu finden, und es gefiel ihnen gar nicht bei uns. In den Nächten wurde es um diese Zeit ganz empfindlich kalt, daher brachte man sie des Nachts in einem Drahtgeflecht unter, das man mit einer alten Wagendecke überdeckte, um sie so zu schützen. Br. Athanasius fühlte Mitleid mit den armen Vögeln und erklärte sich bereit, ihnen die Mutter ersetzen zu wollen und sie zu füttern. Aber sie fraßen nichts. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln lagen am nächsten Morgen die kleinsten zwei erfroren in ihrem Käfig. So blieben als Grundstock unserer Züchterei nur noch zwei übrig. Diese machten einen Fluchtversuch wenige Stunden nach dem Tode ihrer beiden Kameraden, liefen aber Br. Athanasius in die Hände. Mittlerweile war ein Bub mit den zwei Toten fortgeschickt worden, um sie irgendwo einzuscharren. Das war der traurige Anfang.

Mittags fütterte der Bruder seine beiden Pflegekinder, die einstweilen im alten Hühnerlauf untergebracht waren. Da kamen zwei Mädchen daher, die bei den Schwestern untergebracht sind, jede einen jungen Strauß in der Hand. Wir glaubten nun, die beiden Taugenichtse wären schon wieder ausgebrochen, aber o Wunder, diese waren noch wohlbehalten in ihrem Hühnerlauf. Das waren die



Außenstation Mubembe, 4 Kilometer von Lourdes

zwei Toten vom Morgen. Der Bub war wohl zu faul, um sie einzuscharren, und als die Sonne schien, wurden die beiden wieder lebendig. Sind also fast buchstäblich von den Toten auferstanden. Das ist die lustige Mitte.

Die vier waren also wieder beisammen, wurden gut gefüttert und man gratulierte schon zu dem herrlichen Erfolg. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell.“ Jetzt kommt das traurige Ende. Ungefähr nach einer Woche fand man alle vier tot in ihrem Käfig liegen. Wahrscheinlich gab es beim Kaffeekochen Rauch an dem sie ersticken. Leider feierte diesmal keines mehr Auferstehung und mit den schönen Straußenfedern auf unseren Hüten wurde es nichts.

Eine Wirkung des bischöflichen Segens

Eine Schwester hatte schon lange den Wunsch, den priesterlichen Weihen einmal beizuwohnen. Immer kam etwas dazwischen als in Mariatal die Priesterweihen waren und sie ganz in der Nähe im Sanatorium tätig war. Da wurde sie nach Selgte versetzt. Nun schien es ausgeschlossen, da die letzte Priesterweihe in Lourdes stattfinden sollte. Die Schwester aber sagte nichts von ihrem Wunsche. Da wurde Hochw. P. Rektor von zwei Herren zu dieser Feier abgeholt. Noch wußte sie nicht, daß sie auch dazu kommen sollte. Am Morgen des andern Tages wurde sie zu einem benachbarten Farmer geschickt wo die Frau unter anderem sagte, daß sie morgen mit dem Auto nach Durban fahren würde. Dieser Weg führte gerade an Emaus vorbei, von wo man leicht nach Lourdes kommen konnte. Auf die Frage, ob sie noch Platz für eine Schwester im Auto hätte, gestattete sie es mit Freuden. Die Schwester bat um die Erlaubnis bei ihrer Oberin, welche ihr gewährt wurde. So kam sie nach Lourdes zur Priesterweihe.

Am Montag kam die Frau wieder zurück nach Emaus, um die Schwester wieder mitzunehmen. Der Hochwürdigste Herr Bischof, der gerade anwesend war, kam in seiner Freundlichkeit mit zum Auto und gab beim Abfahren den Segen. Die Schwester bemerkte eine gedrückte Stimmung bei der jungen Frau, konnte sich ihr Verhalten aber nicht erklären. Um 10 Uhr kamen sie ohne Unfall auf der Station an. Da sagte die junge Frau, die Bremse des Autos sei gebrochen gewesen, so daß jeden Augenblick hätte ein Unglück passieren können. Diesen offensichtlichen Schutz schreibt die Schwester dem bischöflichen Segen zu.

Aus der Apostol. Präfektur Umtata

Von P. Bernhard Huß, RMM., Mariatal

Firmung und Schulinspektion

Am 12., 19. und 26. April erteilte der neue Präfekt von Umtata, Msgr. E. Hanisch zum erstenmal die Firmung auf den Missionsstationen Marialinden, Mariazell und Farvie'w. Das hl. Sakrament der Firmung empfingen auf der ersten Station 145, auf der zweiten 141 und auf der dritten 55 Personen.

Am 23. und 24. April erschienen der Ortsschulinspektor und der Oberinspektor für eingeborenes Erziehungswesen der Kaprovinz im Lehrerseminar von Mariazell. Sie rühmten sehr die Arbeit, die von dem Direktor und den Schwestern geleistet worden war. Bereitwillig gaben sie zu, daß die Leistungen in diesem Seminar den Durchschnitt weit überschritten und anderen (nicht katholischen) Seminarien dieser Art weit voraus seien.

Die Missionsstation Mariazell wurde 1894 am Fuße der Drakensberge gegründet. Die erste Volksschule wurde 1897 eröffnet. 1907 begann man mit den ersten Klassen der Mittelschule und 1909 eröffnete man das Lehrerseminar. Es war das erste Institut dieser Art in Südafrika. Dank der großartigen Erfolge in den Prüfungen wuchs die Zahl der Schüler in kurzer Zeit gewaltig an. Die Gesamtzahl der Schüler, die dieses Seminar besuchten, beläuft sich auf 1300. Viele von diesen waren Katholiken. Mariazeller Lehrer sind überall willkommen. Man findet sie in allen Teilen der südafrikanischen Union ihr Amt ausüben, so in der Kaprovinz, Natal, Transvaal, Oranje-Freistaat, Basutoland, Swasiland.

Eröffnung eines Krankenhauses — Aussäzigenheim

Die Behörde der kleinen Stadt Cala in Transkei hat den Apostol. Präfekten von Umtata, Msgr. Hanisch, in ihrem Bereich ein Krankenhaus zu eröffnen. Im Mai d. J. kamen 5 Dominikanerinnen aus dem Kloster Dafford (Natal) hierher, um die Arbeit in diesem Krankenhaus zu übernehmen. Die gegenwärtige Ausstattung besteht aus 15 Betten, von denen 3 für Weiße reserviert sind, die übrigen sind für Farbige und Eingeborene bestimmt. Das nächste Krankenhaus liegt in einer Entfernung von 100 Meilen.

In Empanyana, einer Ortschaft in der apostol. Präfektur Umtata, befindet sich ein Aussäzigenheim für Eingeborene. Es wird als das besteingerichtete Institut dieser Art in Afrika betrachtet. Zufolge der Erfahrungen der vergangenen Jahre wurde es nicht wie früher nach Art eines Gefängnisses, sondern, soweit es die Umstände erlaubten, nach dem System eines Eingeborenendorfes eingerichtet. Die Kranken wählen aus ihren eigenen Reihen die Vorsteher, welche diese Gemeinde leiten, Zwischenfälle schlichten, Gaben verteilen und Ordnung aufrecht erhalten. Die Kranken pflegen ihre eigenen Gärten, verdienen sich Geld

durch Arbeit, haben Eigentum, kaufen und verkaufen, schicken Geld nach Haus: oder legen es auf die Sparkasse. Polizei- und Pflegepersonal sind Ausfällige. Viele Kranke kochen sich selbst ihre Mahlzeiten und backen sich selbst ihr Brot.

Für die Kinder sind hier auch Schulen eingerichtet. Außerdem gibt es hier zwei protestantische Kapellen. Die Hälfte der Kranken sind Christen. Die katholischen Ausfälligen werden von Amtata aus seelsorglich betreut. Allgemein befolgt man das Prinzip, daß die Ausfälligen, welche nicht durch eigene Schuld aus ihrer Heimat entfernt werden mußten, sowenig als möglich von den Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens zurückgehalten werden sollen.

Die Männerabteilung und die Frauenabteilung sind so gebaut, daß zwischen diesen ihren Gebäuden das Verwaltungsgebäude, das Postamt, der Kramladen und andere Gebäulichkeiten errichtet sind. Doch sind gegenseitige Besuche aus den beiden Abteilungen erlaubt, außer in Fällen, wo sich einzelne durch ihre eigene schlechte Aufführung sich selbst dieser Vergünstigung berauben.

Es herrscht hier geradezu eine Atmosphäre der Freude und der Zufriedenheit, und die Bewohner dieses Asyls sind recht glücklich. Man sorgt ja recht gut für diese armen Geschöpfe. Nicht einmal das Kino geht ihnen ab.

Ein mächtiger Faktor der Freude ist die Hoffnung, daß im Laufe der Zeit früher oder später die Krankheit von einigen dieser Unglücklichen eingedämmt oder ganz geheilt wird.

Sie unterwerfen sich willig der neuen Behandlungsweise, und jedes Jahr wird eine große Zahl von Patienten entlassen, deren Krankheit zum Stillstand gebracht oder vollständig geheilt wurde. Heute kommt es vor, daß eingeborene Ausfällige, anstatt sich in ihrer Heimat zu verbergen, aus eigenem Antrieb nach Emjanyana kommen und um die Aufnahme in das Ausfälligenheim bitten.

Die Hauptversammlung der Behörden der vereinigten Länder Transkeis

Die apostolische Präfektur Amtata schließt in sich den größeren Teil der Länder Transkeis und das Pondoland. Seit 1895 besteht eine Einrichtung, die man Distrikt Councils oder Selbstverwaltung der einzelnen Länder nennt. Eine solche Einrichtung setzt sich zusammen aus einem Regierungsbeamten und 6 eingeborenen Mitgliedern. Zwei davon werden von der Regierung ernannt, die 4 anderen von der Vertretung der einzelnen Länder.

Die Hauptversammlung tagte zum erstenmal 1903 und seitdem Jahr für Jahr. Hier ist jeder Distrikt vertreten durch seinen Regierungsbeamten und 3 eingeborene Räte. Die Tätigkeit des (vierteljährlichen) Distrikt-Konzils und der jährlichen Hauptversammlung hat den Zweck, der Regierung Bericht zu erstatten und Rat zu erteilen, das Volk aufzuklären über Steuern und Schulden, die Stimme des Volkes zu hören in der Beilegung von Schwierigkeiten, besonders insoweit sie sein eigenes Lebensinteresse berühren, Unterricht zu erteilen über die Art und



Schulkinder von Lourdes

Weise mit der Landes- oder Ortsbehörde schriftlich zu verkehren und der Regierung und ihren Beamten Gelegenheit zu geben, mit den Eingeborenen in Fühlung zu treten.

Bis Ende 1930 setzte sich diese Generalversammlung aus 19 Regierungsbeamten und 57 eingeborenen Räten zusammen. Mit Beginn dieses Jahres kamen noch die 7 Distrikte von Pondoland dazu. Als eine geschlossene Körperschaft hielten alle diese Vertreter die erste Generalversammlung der Behörden der vereinigten Länder Transkeis in Umtata ab.

Dieser Zusammenschluß der verschiedenen Länder ist ein wichtiges historisches Faktum und beleuchtet so recht den Fortschritt in der Einsicht eines zersprengten und halbbarbarischen Volkes, das endlich geschlossen die gemeinsame Wohlfahrt anstrebt.

Während der 25 Jahre seit dem Beginn der Generalversammlung hat das Volk von Transkei (das Land in der Umgebung des Keiflusses) 3 Millionen Pfund für die öffentliche Wohlfahrt aufgebracht, so z. B. für Erziehung, Landwirtschaft, öffentliche Gesundheitspflege, Straßen, Brücken usw. Die ganze Summe wurde von Eingeborenen Transkeis aufgebracht.

Auf der Generalversammlung Transkeis wurde gesagt, daß ein Blick in das jährliche Blaubuch, das den Bericht des Fortschrittes enthält, zeigt, daß die Eingeborenen eine besondere Fertigkeit in ihrer politischen Betätigung besitzen und daß der Ernst bei ihren Überlegungen und ihr gesundes Urteil manche Staats- oder Provinzialregierung in Schatten stellen würden.

Am Grabe der Mutter

Erzählung zum Allerseelestage von Magda Trott

Grau und regenschwer war der Himmel. Der Sturm, der am Tage zuvor gehaust hatte, war in die vergoldeten Baumkronen gefahren und hatte erbarmungslos die leuchtende Pracht herabgerissen und in den Staub der Straße geworfen. Am frühen Morgen war ein Regen niedergegangen, noch jetzt hingen die silbernen Tropfen an den kahlen Ästen und verliehen dem ohnehin trüben Novembermorgen ein schwermütiges Gepräge.

Aber nicht nur die Witterung, nicht nur das düstere Grau drückten auf die Menschen, man beging in stillem Gedenken den Tag des Jahres, der den Toten geweiht war. In jedem Haus wanderten die Gedanken hin zu denen, die seit langer oder kurzer Zeit von ihrer Erdenwanderung ausruhten.

Vom frühen Morgen an waren die Straßen belebt, ganze Gruppen von Menschen eilten zu den Friedhöfen, um die Gräber ihrer Lieben zu schmücken. Der sonst so stille Friedhof war heute von Menschenmassen belebt, die aus schlichten grauen Erdhügeln Blumenbeete schufen. In den grauen Novembertag hinein leuchtete es farbig von Astarten, Chrysanthenen, Geranien und anderen Herbstblumen.

Auch Frau Bläß hatte einen Kranz erstanden. Sie hatte lange suchen müssen, ehe sie den gefunden, den sie brauchte. Rote Astarten, nichts als rote Astarten. Daheim, im Garten, als die Astarten blühten, hatte sie sich mit Franz verlobt, und als wieder die roten Astarten blühten, war sie die Gattin des Steuerinspektors Bläß geworden. Das grenzenlose Glück, das über Beide ausgeschüttet wurde, dauerte nicht zu lange. Es kam der Krieg, Franz fiel als einer der Ersten.

Frau Bläß hatte das Tor des Friedhofes erreicht. Viele Jahre waren es her, daß man ihren geliebten Mann auf französischem Boden in eines der Massengräber gebettet hatte. So hatte sie nicht einmal ein Grab, das sie pflegen konnte.

Und doch schritt sie an jedem Allerseelestage hinaus zum Friedhof, nahm einen Kranz seiner Lieblingsblumen mit hinaus und legte ihn auf eines der ungeschmückten Gräber nieder, über das selbst am Allerseelestage keine liebenden Hände glitten. Es erschien ihr als eine heilige Pflicht, irgend einem Vergessenen diesen Gruß zu bringen, es war ein Erinnern an ihren Franz, dessen Grab wahrscheinlich auch heute wieder schmucklos sein würde.

Zwischen üppig geschmückten Gräbern schritt sie dahin, nach einer Stätte suchend, die vergessen war. Trotz der vielen Menschen, die an den Hügeln weilten, herrschte feierliche Stimmung auf dem Gottesacker, der Tag der Toten drückte allen seinen Stempel auf.

Plötzlich wurde der Friede durch eine schrille, scheltende Frauenstimme unterbrochen, zu der sich eine zweite und bald eine dritte gesellte. Die Störung tat allen Andächtigen weh. Auch Frau Bläß blickte gequält hinüber, denn das laute Schelten paßte nicht zu dem geheiligten Tag. Sie erblickte einen etwa zehnjährigen Knaben, in vertragenem, viel zu engem Anzug, der verwirrt und angstvoll um sich schaute.

Die Augen des Kindes, die abgrundtiefes Leid kündeten, zogen Frau Bläß an. Sie ging hinüber und vernahm, daß der verschüchterte Knabe soeben dabei ertappt worden sei, wie er von einem frischen Grabe, das überreich mit Kränzen bedeckt war, einen kleinen, bescheidenen Kranz genommen hatte, um ihn auf einen anderen Hügel zu legen.

„Du Dieb! — Bestiehlt man die Toten? Schämst du dich nicht, gestohlenes Gut den Deinen aufs Grab zu legen? Prügel müßtest du dafür haben!“ Die Frauen ereiferten sich mehr und mehr, die Eine versetzte dem Knaben sogar eine schallende Ohrfeige.

Dem Kinde schossen die Tränen in die dunklen Augen, doch kein Laut kam über die festgeschlossenen Lippen. Nur Frau Bläß sah den verzweiferten Blick, den der Knabe über die Gräber gleiten ließ. Da drängte sie sich vor und legte dem Trostigen die Hand auf die Schulter.

Als man die gutgekleidete Dame erblickte, begann das Gezeter der Frauen erneut. Niemand wußte, wer der kleine Dieb war, der den schlichten Kranz auf eines der anderen Gräber tragen wollte.

Mit sanfter Energie führte Frau Bläß den Knaben davon.
„Wie heißt du, mein liebes Kind?“

Die trotzig geschlossenen Lippen zitterten und erst auf eine erneut gestellte Frage rang es sich wie ein Schrei über die Lippen:

„Früher hieß ich Franzl, jetzt heiße ich nur Franz.“

Sekundenlang schloß Frau Bläß die Augen. Das Bild ihres jahrelang bewinten Franzl stand wieder deutlich vor ihrem Innern. Wie oft war über ihre Lippen der zärtliche Rosenname Franzl gekommen.

„Hast du auch ein Grab auf dem Friedhof, mein Junge?“



Ein unterdrücktes Weinen schüttelte den Knabenkörper. „Ja — — meine Mutter.“

„Und deiner Mutter wolltest du den Kranz bringen?“

Der Knabe nickte nur, denn die aufsteigenden Tränen verlegten ihm die Sprache.

„Komm, Franzl, wir wollen deiner Mutter diesen Asterkranz bringen.“

Einen Augenblick lang starrte der Knabe die fremde Dame sprachlos an, dann schrie er in wildem Schmerze auf, stürzte davon und warf sich der Länge nach über einen verwahrlosten Hügel, nahe der Friedhofsmauer.

Frau Bläß folgte dem Knaben. Sie ließ ihn ruhig weinen, bis sich der größte Schmerz wieder gelegt hatte. Als sie dann fragte, kam es stoßweise, in leidenschaftlicher Verzweiflung aus dem Munde des Kindes:

„Sie lassen mich nicht herkommen, aber heute bin ich fortgelaufen. Sie hat nie Blumen. — Da habe ich mir gedacht, es ist keine Sünde, — sie soll heute auch Blumen haben. — — Dort lagen ja so viele. — Sie war immer so gut zu mir!“

„Ja, Franzl, deine Mutter soll heute Blumen haben. Warte hier, wir wollen den Hügel noch schöner schmücken.“

Frau Blas ging zurück zur Kirchhofspforte, erstand bei einem der fliegenden Blumenhändler einige Töpfe Erika, die brachte sie dem am Hügel knieenden Knaben.

„So, Franzl, nun sollst du diese Töpfe eingraben. Mache das Grab deiner lieben Mutter recht schön.“

Erst barg der Knabe den Kopf in den Falten des Kleides, sein Weinen wurde immer leiser und leiser. Dann ging er an die Arbeit. In die schwermütigen Kinderaugen kam langsam ein hellerer Glanz. Als das Grab dann schön geschmückt den Beiden entgegenleuchtete, richtete Frau Blas weitere Fragen an den Knaben. Franz war von Verwandten aufgenommen worden, damals, als man seine Mutter plötzlich tot aufgefunden hatte. Niemand war da, der freundlich mit dem Kinde sprach. Sie stießen den Buben herum und mit seinen zehn Jahren mußte er viele und schwere Arbeiten bereits verrichten.

Während er sprach sah sie das Bild ihres Gatten deutlich vor sich stehen. Beide hatten sich so sehr ein Kind gewünscht: Franzl sollte er heißen, falls es ein Knabe gewesen wäre. Hatte ihr Gott dieses Glück versagt, damit sie hier ein Werk der Barmherzigkeit tun durfte? War es vielleicht eine Mahnung von oben her?

„Franzl — Franzl“, sagte sie leise vor sich hin.

Der Wind sprang auf, er rauschte durch die Blätter, die an der Friedhofsmauer lagen. Frau Blas verspürte einen heiligen Schauer durch ihre Seele gehen. Was für Worte raunten ihr die Blätter zu?

„Franzl, mein Franzl!“ Ihr Herz öffnete sich weit, denn liebeleer war ihr Leben. Sie besaß keinen, für den sie sorgen konnte. Keinen, um den sie zärtlich ihren Arm legen durfte, keinen, für den sie sich mühte und sorgte. — Was hatte der Pfarrer doch in der letzten Sonntagspredigt gesagt? Man solle überreich Liebe geben, wenn man dazu Gelegenheit habe. Man sollte solch eine Gelegenheit suchen.

„Franzl!“ Sie legte ihren Arm um die Schulter des Knaben und der schmiegte sich schon an sie. „Willst du für immer bei mir bleiben, mein Kind?“

„Du bist wie meine tote Mutter“, sagte der Knabe mit einem wehen Ton in der Stimme, „dich könnte ich lieb haben, denn du wirst mich nicht schlagen.“

Sie küßte ihn auf die Lippen.

„Führe mich zu deinen Angehörigen, Franzl.“

Als die Beiden der Stadt zuschritten, zerriß das graue Gewölk, es war, als habe eine Stimme von oben her befohlen: es werde Licht! Die Sonne brach hervor und strahlte mit goldenem Schein in den Allerseeleentag hinein.

Das Inderproblem

Von P. Bernhard Huß, RMM., Mariatal

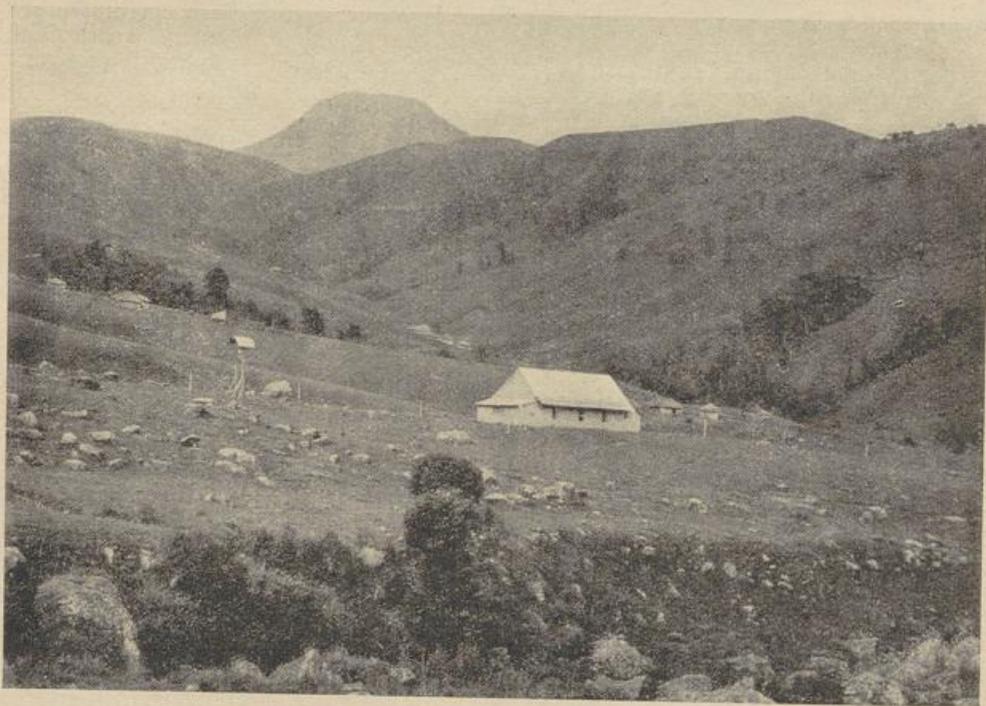
Südafrika hat nicht nur seine oft erwähnte Eingeborenenfrage sondern auch sein Inderproblem. Geradeso wie die Eingeborenen von Zeit zu Zeit ihre Konferenzen halten, so versammeln sich auch recht oft die Inder, um zu beraten über die Art und Weise des Kampfes um bessere Lebensbedingungen in diesem Lande. Eine solche Versammlung tagte erst kürzlich in Kapstadt (1931).

Vor 70 Jahren begann man Inder nach Natal einzuführen. Der Grund dafür war der Mangel an billigen und gewandten Arbeitern in der Landwirtschaft und auf den Zuckerplantagen. Die Schwarzen waren zu dieser Arbeit nicht zu bewegen, weil sie damals von der Notwendigkeit der Arbeit noch nicht überzeugt waren.

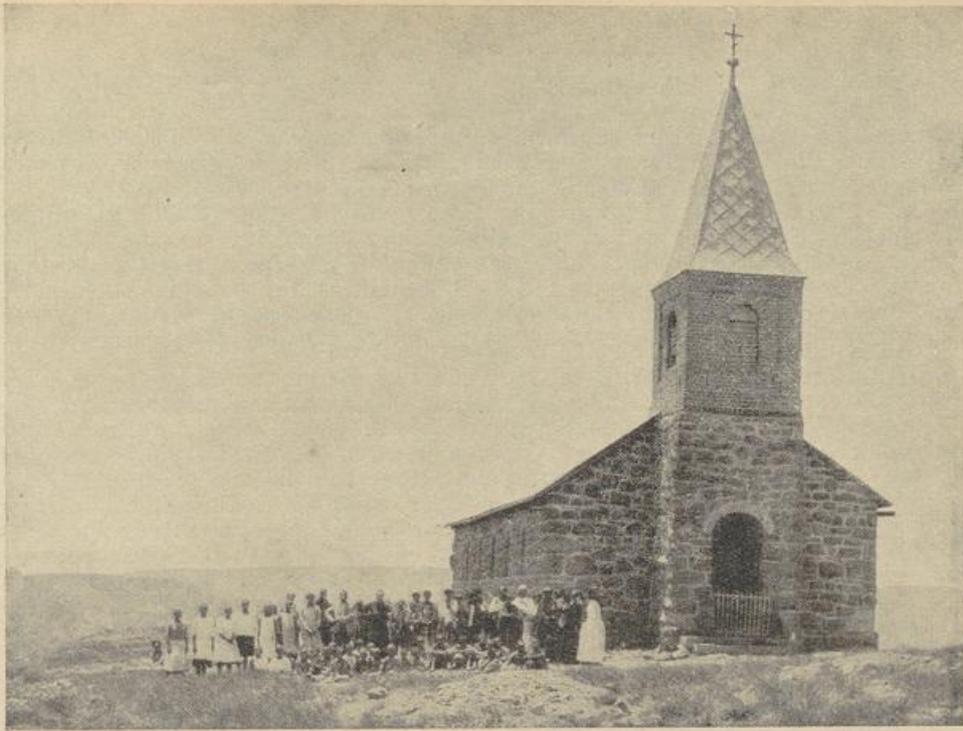
Von Jahr zu Jahr mehrte sich die Zahl der indischen Einwanderer, die in diesem Lande ansässig wurden. Sie begannen Gemüsebau zu treiben, befaßten sich mit dem Hausierergewerbe, erwarben Land und drangen in viele Gewerbe ein und wurden schließlich gefährliche Konkurrenten für europäisches Gewerbe und Handel. Heute wären die Weißen froh, die Inder los zu sein, da sie in ihnen eine große Gefahr für die schwache europäische Zivilisation sehen. Aber man sieht noch keinen Weg in entsprechender Weise, die Inder aus dem Lande zu bringen. Die Inder dagegen fordern ganz entschieden bestimmte Rechte, die man ihnen versagt.

Die gegenwärtige Bevölkerungszahl von Südafrika beläuft sich auf 6 Millionen Eingeborene, eineinhalb Millionen Europäer, eine halbe Million Farbige und 160 000 Inder, von denen 150 000 in Natal leben.

Die Inder beklagen sich über folgende Beschränkungen, rechtliche Zurücksetzungen und Härten: Einwanderungsverbot seit 1930, Verbot des Landerwerbs außer in ganz beschränkten Teilen Natals, Ausschluß von den Wohlthaten der Altersunterstützung, Schwierigkeiten im Alkoholgesetz, Steuerpflicht ohne das Recht der Vertretung in der Regierung und Ausschluß vom Wahlrecht, verschiedene Behandlung (ja Mißhandlung) auf Post und Eisenbahn. Vor allem in Transvaal beklagen sich die Inder über die rohe und gemeine Behandlung von Seiten des Dienstpersonals auf der Eisenbahn.



Schule in Enquabeni, Außenstation von Lourdes



Missionkirchlein St. Bernhard, Außenstation von Lourdes
Die Kirche steht auf einem Berge und ist weithin sichtbar

Die südafrikanische Eisenbahnbehörde beklagt sich unaufhörlich über die schweren Verluste in ihrem jährlichen Einkommen. Die indischen Redner geben dafür als Grund an die schlechte Behandlung der Inder auf der Eisenbahn, infolgedessen der indische Autobusdienst heute in Natal über 300 Fahrzeuge verfügt: „Der Vater Staat hätte seinen Burschen mehr Erziehung beibringen sollen, besonders was das Verhalten gegen die eingeborenen Reisenden anbelangt. Tut er es nicht, dann soll er sich nicht wundern, wenn die Inder für die Reise Autobusse vorziehen.“

Man hört die Weißen zuweilen sagen: „Die Inder darf man nicht wie Europäer behandeln, weil sie nicht leben wie die Europäer.“ Aber sobald sie eine den Europäern angepasste Lebensweise führen, dann zittert man vor ihnen als vor einer Gefahr für die Europäer.

Die Inder brauchen Hilfe und Unterstützung in diesem Lande, in dem sie Aufnahme fanden oder geboren sind, „damit sie ganze, brauchbare Bürger werden, die ihr Bestes tun, um beizutragen zur Wohlfahrt dieses Landes und zum Nutzen aller, die die Vorsehung in ihrer Weisheit von den vier Enden der Welt hierher zusammenführte, damit sie leben und sterben als Söhne und Töchter dieses Sonnenlandes.“

Die Regierung muß sich endlich damit abfinden, die indische Bevölkerung als südafrikanische Bürger zu behandeln, denn dieses Land machten sie sich zu ihrer Heimat und nie haben sie eine andere Heimat gekannt.

Gäste des Ostens

Von stud. phil. P. J. Hasenberg

Röln, die Weltstadt am Rhein, die Handelsmetropole des Westens! Unter diesem Namen ist unsere Stadt, das jährliche Reiseziel zahlloser Fremden aus dem In- und Auslande, wohl allen bekannt.

Das „Heilige Röln“, die katholische Stadt, das „Deutsche Rom“, die Pulsader und ein Brennpunkt katholischer und deutscher Geschichte, modernen, lebensbejahenden katholischen Geistes und katholischer Tat! Diese Begriffe scheinen schon in die Geschichte eingehen zu wollen, wenigstens für den Außenstehenden. Der Kundige aber weiß: Sie erfreuen sich in den letzten Jahren einer sich stets steigenden Aufmerksamkeit und Beachtung. Mit Recht? Heute mehr denn je!

Berlin, die Hauptstadt, wie sie sich heute dem Fremden gibt, ist gewiß alles andere als ein Spiegelbild deutscher Lande, deutschen Wesens und deutscher Geschichte. Da ist es nicht verwunderlich, wenn die Mehrzahl der japanischen Studenten, die heute in Berlin ihren Studien obliegen — Berlin zählt etwa 300 bis 400 —, wieder in die Heimat zurückkehrt, ohne daß sie jemals deutsches Wesen und deutschen Geist in seiner ganzen Tiefe erlebt hätte. Das ist bedauerlich! Sehr bedauerlich sogar, wenn man weiß, wie gerade der Japaner auch heute noch für Deutschland und Deutschtum begeistert ist, wie er mit seiner Bewunderung dafür nicht zurückhält. — Was aber ebenso schwer ins Gewicht fällt, ist die Tatsache, daß die meisten unserer in Berlin studierenden Japaner ohne jede Kenntnis der katholischen Kirche unser Land wieder verlassen. Wer weiß, welche führende Rolle diesen jungen japanischen Studenten, und gerade denen, die in Deutschland ihren Studien oblagen, später im öffentlichen Leben ihrer Heimat beschieden ist, der muß diese Tatsache tief bedauern. Man nennt die Japaner gern die „Deutschen des Ostens.“ Und wenn Strebbarkeit, Fleiß und Ausdauer die Eigenschaften beider Völker sind, besteht dieses Wort gewiß zu Recht. Was aber dem deutschen Volke und dem deutschen Geiste in Jahrhunderten glorreicher Geschichte den wesentlichen Stempel ausdrückt, der Geist und der Glaube, die in deutschen Landen allenthalben die herrlichsten Dome und die kostbarsten Erzeugnisse deutscher Malerei und Bildnerei erstehen ließen, die deutsche Kultur und deutsche Arbeit in aller Welt hochberühmt gemacht — diesen Geist muß Japan auch kennen lernen, will es Deutschland, wie es geworden, ganz verstehen. Welches Land wäre da wohl eher geeignet, solche Kenntnisse und Bilder katholischer deutscher Vergangenheit zu vermitteln, als das Rheinland mit seinen ruhmreichen mehr denn zweitausend Jahren deutscher Geschichte und unter seinen Städten allen voran das „Heilige Röln“, der hl. römischen Kirche allzeit getreueste Tochter!

Und der Japaner ist empfänglich für diese Seite deutscher Geschichte und deutschen Wesens. Er bringt ihr volles Verständnis und seine Bewunderung entgegen. Als im vergangenen Sommer ein japanischer Professor und ein japanischer Großindustrieller eine Studienreise durch das katholische Rheinland und die hervorragendsten Stätten katholischer Geschichte und katholischer Geistesbildung beendet hatten, da schrieben sie ihrem Führer, dem in den Kreisen der Kölner Studentenschaft wohlbekannten P. J. Keller, S. J., von der japanischen Missionszentrale, in einem Abschiedsbrief: „Wir sehen das Rheinland mit ganz anderen Augen an, wie andere, denn Sie haben uns die inneren Werte und die Schönheit gezeigt. Wir sagen Ihnen unseren herzlichsten Dank, denn die Stunden, die wir mit Ihnen verbrachten, haben uns in unserem geistlichen Leben ein großes Licht gegeben.“ Dies ein Urteil japanischer Heiden über das katholische Rheinland.

Der akademische Missionsbund an der Universität Köln, der die Wichtigkeit und die Tragweite dieser Führungen durch das katholische Rheinland wohl erkannte, hatte eine Gruppe von 9 japanischen Hochschulprofessoren, die in Berlin weiteren Studien obliegen, und einen eigens für diesen Zweck gewonnenen Führer, Herrn Dr. Mura vom ostasiatischen Institut, Berlin, in der vergangenen Woche unter diesen Gesichtspunkten nach Köln eingeladen.

Nachdem sie in der altherwürdigen Abtei Maria Laach drei Tage als Gäste des hochw. Herrn Abtes gewilt, und dort so recht Einblick in das kulturelle Schaffen des Benediktiner-Ordens genommen hatten, dieses ältesten katholischen Mönchsordens, der manchen Jahrhunderten katholischer und deutscher Geschichte den Stempel seines Wesens aufgedrückt, brachte sie eine mehrtägige Rheinfahrt

in die rheinische Metropole. Hier hatten sich zum Empfang Hochw. P. Keller, S. J., Dr. Eugen Hopmann, der Vorsitzende des missionsärztlichen Vereins Groß-Köln und der Vorsitzende des kath. akademischen Missionsbundes an der Universität Köln, eingefunden. Msgr. Generalpräses Hürth und Dr. E. Hopmann hatten die Herren während ihres Kölner Aufenthaltes zu Gast geladen.

Für die Gestaltung des Aufenthaltes unserer japanischen Gäste in Köln waren zwei Gesichtspunkte maßgebend: einmal sollten sie durch mehrere Vorträge und Führungen in die rheinische, vor allem die stadtkölnische Geschichte eingeführt werden, um sich so ein Bild machen zu können vom Wachsen und Werden der Stadt und ihrer traditionellen Bedeutung für das katholische Vaterland. Dann aber sollte ihnen vor allem durch Besichtigung der hervorragendsten katholischen Einrichtungen verschiedenster Art ein Bild modernen katholischen Lebens in unserer rheinischen Metropole vermittelt werden. Eine Führung durch den Dom sollte zum harmonischen Zusammenhang und zur Krönung all des Gesehenen werden.

Der erste Tag begann mit einer Besichtigung des Kölner Gesellenhauses. Der Hochw. Herr Lokalpräses des Kölner Vereins, Herr Josef Cardaun, übernahm die Führung. Was die japanischen Gäste hier sahen, diese für ihre Begriffe erstaunliche, ja ungläubliche Leistung, welche die kath. Gesellenvereine Deutschlands durch eigenes Schaffen und durch eigene Arbeit hervorgebracht, das machte umso mehr Eindruck, als ja gerade die soziale Frage in Japan es ist, die heute das Land am schwersten bewegt und erschüttert, und an deren Lösung auch die Besten des Volkes unermüdlich arbeiten. Und die Leistungen des kath. Gesellenvereins, die sie hier in Köln sehen durften, erregten um so mehr ihre Bewunderung, als das alles der Initiative eines einfachen kath. Priesters, der früher selbst ein Geselle gewesen, zu verdanken ist.

Gegen Mittag fand man sich vor dem hohen Dome zusammen. Der hochw. Herr Dombvikar Wüsten übernahm in liebenswürdigster Weise persönlich die Führung durch das herrliche Gotteshaus. Es waren für unsere Gäste Stunden schönsten und tiefsten Erlebens. Was sie hier sahen, das Werk innigster Glaubenskraft und rastlosen Glaubenseifers des kath. Mittelalters, das erregte umso mehr ihr Staunen und ihre Bewunderung, als ja gerade die kath. Kirche in Japan oft nur allzusehr in bescheidener, ja ärmlicher äußerer Aufmachung aufzutreten gezwungen ist. Weitere Besuche galten den Gräbern Adolf Kolpings, des Gesellenvaters, und den beiden Großen mittelalterlicher Geistesgeschichte: Albert dem Großen und Duns Scotus, dem Franziskaner.

Der Nachmittag brachte eine Besichtigung des neuen Augustinerinnen-Krankenhauses in der Jakobstraße. Hier sahen unsere Gäste, wie die katholische Caritas auch die modernsten Einrichtungen in den Dienst ihrer großen Sache stellt und in wirklich vorbildlicher und großzügiger Weise das Beste für die ihr anvertrauten Kranken gut genug sein läßt. Herr Architekt Liebermann war uns ein kundiger und liebenswürdiger Führer. Von der Dachterrasse des Hauses hatte man einen wunderschönen Blick auf die Stadt. Und die Gäste hielten nicht mit ihrer Bewunderung für die zahllosen Kirchen, Türme und Kapellen, die hier gegen Himmel ragten, zurück. Der Wettergott zeigte im Unterschied zu den vergangenen Tagen ein freundliches und heiteres Gesicht.

Den Abend verbrachte man in fröhlicher Runde und angeregter Unterhaltung mit Msgr. Hürth und seinen Gesellen im Kolpingshaus. Deutsche Volkslieder, gemischt mit japanischen Heimatklängen und der Nationalhymne des Landes der aufgehenden Sonne verschönerten den unvergeßlichen Abend.

Am Mittwoch nahm der kaiserlich japanische Generalkonsul, Herr Heinrich Maus Gelegenheit, die japanischen Gäste zu begrüßen. Dann erfolgte die Besichtigung einer der größten und modernsten Druckereibetriebe Westdeutschlands, des Kölner Görreshauses.

Herr Direktor Jouy vermittelte in einer mehrstündigen großangelegten Führung ein treffliches und anschauliches Bild über Aufbau, Aufgaben und Wirkungsbereich des Verlages der führenden, katholischen deutschen Tageszeitung. Hier, wie an den vergangenen Tagen sahen die Gäste, daß der deutsche Katholizismus durchaus die Errungenschaften der Gegenwart bejaht und auf der Höhe der Zeit ist. — Der späte Nachmittag führte uns noch in die Waldungen des Königsforstes, eine willkommene Abwechslung nach den Besichtigungen und Führungen der beiden Tage. Am Abend vereinte man sich wieder in geselliger Runde in der Stadt.

Gewaltig und vielerlei waren die Eindrücke dieser Tage auf die Gäste. Rundfahrten durch die Stadt, Einzelführungen und Besichtigungen wissenschaftlicher Institute und Museen gaben dem letzten Tage das Gepräge. Am Abend hatte Herr Pfarrer Weinerh, der Diözesandirektor des päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung die Gäste zum Abschied zu sich gebeten. Hier bot sich Gelegenheit, sie mit führenden Persönlichkeiten der kath. Missionsbewegung und kath. Akademikerkreise des Rheinlandes bekannt zu machen. Die Vorführung zweier japanischer Kleinfilme weckte in den Gästen Erinnerungen an die Heimat und in uns allen erneutes Interesse für das Inselreich im fernen Osten.

Am andern Tage führte der D-Zug unsere japanischen Gäste wieder nach Berlin zurück. Was sie im katholischen Rheinland und seiner Metropole erlebt und gesehen, wird ihnen unvergeßlich sein. Uns in der Heimat, besonders aber unseren kath. Akademikern dürfte diese Studienfahrt erneut dartun, wie lebhaft das Interesse auch des intellektuellen Japans für die kath. Rheinlande, Deutschlands Kulturzelle, ist. Allen Gästen ward diese Studienfahrt zu einem Erlebnis, und sie werden, wie dies auch ihr Führer, Universitätsprofessor Dr. Momo, zugleich Spezialkorrespondent mehrerer großer japanischer Zeitungen, zum Ausdruck brachte, in ihrer Heimat Verständnis wecken für kath. Kultur und katholisches Leben, das sich am Rheine in solcher Fülle gefunden. Uns aber hier im kath. Deutschland erhebt damit die unbedingte Pflicht und Aufgabe, nun auch unsererseits alles zu tun, was geeignet scheint, diese so verheißungsvollen Anfänge in weiterer glücklicher Arbeit zu einem erfolgreichen Ende fortzuführen. Gerade unsere kath. Gebildeten, Studenten sowohl als Alt-Akademiker, begründen ihre häufige Interesselosigkeit an der Sache der kath. Missionen oft damit, daß das alles ihrem geistigen Interessengebiet so fern liege. Nun wohl! Hier ist ein neues Arbeitsfeld, das gerade unseren kath. Akademikern reiche Betätigung bietet.

Ungeweinte Tränen

Die Muttertränen, die um dich geweint,
Du wirst sie alle, alle wiedertweinen.
Es kommt die Stunde schmerz- und notbereint —
Mag dir das Schicksal noch so hold erscheinen!

Es kommt der Tag, wo du an Tränen schwer
Dich niederbeugst auf eine off'ne Wunde,
Und du erkennst: Ich habe niemand mehr,
Der meine Schmerzen trägt in schwerer Stunde.

Ich habe niemand mehr, ich bin allein. —
Und ob auch tausend Menschen mich umgeben,
Die große Welt kann keine Mutter sein.
Ihr Leben füllt nur einmal unser Leben.

Und alle wehen Worte, die du sprachst,
Siehst einst als Schuld und Schmerz vor dir erscheinen;
Und alle Tränen, die du einst verbrachst! —
Du wirst sie alle, alle wieder weinen. E. S.

Seliger Tod der Mutter eines Missionars

Einer unserer Missionare schreibt folgendes: Vor kurzem erst erhielt ich die Trauerbotschaft, daß mein fast 80 Jahre altes Mütterchen am Ostersonntag unerwartet schnell verschieden ist. In der Frühmesse hatte sie noch kommuniziert, ging dann heim zum Frühstück und hernach wieder ins Hochamt. Während die Kirche ihre frohen Alleluja erschallen ließ, schlummerte sie sanft auf ihrem gewohnten Platze ein und erwachte wieder im Lande der ewigen Alleluja. Der Arzt stellte Herzschwäche fest. So schmerzlich auch diese Nachricht ist, so enthält sie doch viel Tröstliches. Mein Mütterlein lebte immer wie eine Heilige und ist auch als solche gestorben und zwar auf ihrem Lieblingsplätzchen vor dem Tabernakel. Seit dem Kommuniondekret vom Jahre 1905 an hat sie buchstäblich täglich kommuniziert und fehlte trotz ihres hohen Alters und Gebrechlichkeit in keiner hl. Messe. Wir können stolz sein auf eine solche gute Mutter und hoffen bald eine Fürsprecherin zu haben am Throne Gottes. R. I. P.

Das Paradieszimmer

Von Joseph Spillmann, S. J.
Nachdruck verboten! (Fortsetzung)

Meister Thysen erzählte dann mit schonenden Worten von der Jugend ihres Gatten, schilderte sein edles, Christliches Benehmen, das er bewiesen hatte, sobald er seinen Irrtum erkannte, seinen Eifer, mit dem er den Fehler gut zu machen bestrebt war — seine große Liebe, mit der er sie auf seinen Händen trage und ihr Blyenbeef zu einem Paradiese umgestaltete, wie sie selbst am Abende jenes Festes so schön gesagt hatte.

Derweil ich solche Worte zu ihr redete, wurde sie sichtlich bewegt. Zu der leidigen Geschichte von der Emerentiana sagte sie zwar keine Silbe, konnte aber wohl merken, daß der Unmut um ihre Lippen zuckte. Als ich aber erzählte, wie der hl. Vater den unglücklichen Bund für null und nichtig erklärte, atmete sie auf, und da ich Reue und Liebe ihres Gemahles also schilderte, wie der hl. Schutzengel es mir eingab, füllten sich ihre Augen mit Thränen. Jedoch erwiderte sie keine Silbe auf meine Rede, sondern ging eine lange Weile, das Knäblein auf dem Arme schaukelnd, schweigsam auf und ab.

Endlich aber sagte Frau Katharina:

„Das ist alles schön und recht. Aber weshalb hat er mir nie ein Wort von all dem anvertraut? Weshalb hat er mir nicht alles erzählt, als er um meine Hand warb? Weshalb hat er nicht gesagt: „Schau, Liebe, so bin ich betrogen worden; aber der Heilige Vater hat das Band, in das mich jenes Weib verstricken wollte, als null und nichtig anerkannt?“ Weshalb muß ich das in gegenwärtiger Stunde von einem Fremden erfahren? Nein, Meister Thysen, er hatte kein Vertrauen in mich, und wo kein Vertrauen wohnt, da kann auch keine Liebe wohnen.“

„Doch, gnädige Frau, anerwogen die Liebe selbst der Grund sein kann, welcher die Wahrheit verhüllet. Könnt Ihr Euch nicht denken, daß Herr Arnold schwieg, just weil er Euch liebt? weil er Euern Frieden nicht trüben wollte, vielleicht auch weil er Eure Liebe zu verscherzen fürchtete?“

„Ihr seid ein guter Sachwalt, Meister Thysen“, sagte sie mit einem gar freundlichen Blicke. „Aber war es nicht seine Pflicht, mir die Wahrheit zu sagen, als er um meine Hand warb?“

diger Herr Arnold erwies mir gar großes Vertrauen, maßen er mich an Stelle des alten Matthias, den er nicht gar lang nach dem leidigen Besuch der Emerentiana als Kastellan und Verwalter und Verweiser von Blyenbeek machte, mit der Bedingung jedoch, daß ich darob die Malerei und Schnitzerei nicht gänzlich beiseiten setze.

Mein gnädiger Herr Arnold war im Winter selten zu Haus, maßen er jetzt schier eine so große Lust zu den politischen Geschäften verspürte, als ihn früher

den Schloßhof kam, meldete mir der Jäger Kurt, er habe in dem Föhrenbusch an der Blye zwei Männer gesehen, so ihm marodierende Soldaten oder Wilddiebe zu sein schienen, welche mit einem Weibsbild, das er schon einmal gesehen zu haben vermeine, über einen verdächtigen Anschlag geredet hätten. Er sei nämlich vorsichtig nahe an sie heran gepircht und habe, durch einen Brombeerstrauch versteckt, das Gespräch zwar wohl gehört, jedoch nur zum geringsten Teil verstanden, anerwogen die Schälke



Dumissa, Außenschule von Lourdes

Menschen zu einem Einsiedler gemacht. Jezo zog es ihn immer wieder nach Geldern oder nach Venlo und Roermond zum hispanischen Statthalter, zu dem und jenem Adeligen oder Staatsmann, so daß seine Frau sich wohl hätte beklagen mögen, das „Paradies“ sei nunmehr gar zu still und einsam geworden, wenn nicht der kleine Christoffel so kräftig heranwuchs und allbereits gehen konnte, dem Mutterherzen ein tagtäglich freudenreicher Trost gewesen wäre.

Waren schon tief im Sommer Anno 1698 und hatten nun schier zwei Jahre von der Emerentiana kein Sterbenswörtlein mehr gehört, als dieses Schandweib sich eines Tages gänzlich unversehrt wiederum sehen ließ. Da ich eines Morgens zu annoch früher Stunde in

französisch geredet hätten. Dieser Sprache sei er freilich nur wenig mächtig; vermeine dennoch, sie hätten es auf den Junkel Christoffel abgesehen, glaube auch, das Weib sei dasselbe, welches wir vor Jahr und Tag aus dem Schlosse gejagt, maßen Größe und Gestalt zutreffe; das Gesicht aber habe er nicht sehen können, da sie ihm den Rücken zugedreht habe. Kann sich nun männiglich denken, daß ich nicht wenig erschrocken bin, anerwogen die beiden gnädigen Frauen mit meinem lieben Christoffel vor einer kurzen Frist, nur von dem Trifes, einem kaum halbgewachsenen Stallburischen gefolgt, aus dem Schlosse geritten waren!

„Heilige Mutter Gottes!“ schrie ich also; „sie sind zur Messe nach St. Augustin“; denn solches war die gnädige Frau

Ich hatte mir vorgenommen, den alten Kastellan wenn immer möglich zu schonen. Begnügte mich daher mit der Antwort: „Durfte er nicht annehmen, der Herr Vater habe Euch alles eröffnet, was er etwan zum Frieden Eurer Seele nötig oder dienlich erachte? Dennoch glaube ich Euch versichern zu können, daß er noch mehr tat und in Wahrheit einem, so aber nicht zu reden gewagt, den Austrag gab, Euch alles offen und ehrlich zu sagen.“

Da entgegnete sie: „Meister Thysen, ich danke Euch von Herzen! Ihr habt mir eine Sache, welche mich schwer ängstigte, wie Ihr mit Recht erraten habt, in einem viel helleren Lichte gezeigt; will anjeho versuchen, sie in diesem Lichte zu beschauen und alles düstere Gewölk, will sagen, jeglichen Zweifel, so sich etwan wieder zusammenziehen will, tapfer von hinnen treiben. Ihr Maler gebt nicht umsonst so viel auf die Beleuchtung“, fügte sie mit leuchtenden Augen scherzend bei; „die Eurige ist jedenfalls sehr freundlich.“

„Und du kleiner Christoffel, gib dem guten Meister Thysen auch dein Händchen und danke ihm schön, daß er das Herz deiner armen Mutter von einer Zentnerlast erleichterte.“

Der Kleine streckte sein Armchen nach mir aus und schaute mich aus seinen großen blauen Augen gar holdselig an. Dann gingen sie von dannen. Stand also wieder allein in der Werkstatt und fühlte eine Freude in meinem Herzen wie seit vielen Wochen nicht mehr. Die Mutter Gottes von Revelaer war mir hilfreich beigeprungen. Als ich nun am Abende der gnädigen Frau den Wunsch einer Wallfahrt zur „Trösterin der Betrübten“ aussprach, sagte sie: „Ich glaube zu erraten, weshalb Ihr zur Mutter Gottes von Revelaer wollt, und denke, mindestens einen ebenso wichtigen Grund zu jotaner Wallfahrt zu haben. Wenn es Euch recht ist, so werden Angelina und ich Euch begleiten.“

So ritt ich am folgenden Tage, einem freundlichen Herbstmorgen, in Begleitung der beiden Frauen erst über die blühende Heide, dann aber durch Wald und Wiesen Revelaer zu. Es wurde auf dem Hinwege wenig gesprochen. Wir beteten zusammen den heiligen Rosenkranz und bereiteten uns auf den Empfang der hl. Sakramente vor. Als wir aus dem letzten Walde hervortauchten und den Wallfahrtsort vor uns liegen sahen, hob Fräulein Angelina mit ihrer glockenhellen Stimme ein schlichtes Marienlied an. Frau Katharina begleitete mit ihrem sanften Alt, und auch ich suchte meinen Baß darunter zu legen, daß es ein

freundlicher Gruß an unsere gnadenreiche Mutter war.

Bald knieten wir vor der Gnadenkapelle unter den Lindenbäumen und dann vor den Beichtstühlen und empfingen schließlich den Urheber und Spender allen Trostes. Was war es da zu wundern, daß Frau Katharina wie neu geboren die „Trösterin der Betrübten“ in Revelaer verlieh? Angelina kannte sie kaum mehr; ein über das andere Mal rief sie: „Aber Katharina, was ist dir nur? Du hast auf einmal dein altes fröhliches Herz wiedergefunden, welches ich seit Monaten gar schmerzlich bei dir vermißte!“

„Ja“, sagte die edle Frau, „es ist mir, als ob eine schwere Wetterwolke über meine Seele hingegangen wäre, und jeho scheint die liebe Sonne wieder, und an jedem Halm und Blatt funkeln die Tropfen.“

Also ritten wir teils in ernsten teils in fröhlichen Gesprächen über die blühende Heide zurück, welche die Strahlen der sinkenden Sonne vergülbeten. Die ansonst öde Landschaft stand in ihrem Lichte wie verklärt. Roter Abendchein hatte die kahlen Sanddünen überhaucht, und so weit man sehen konnte, dehnte sich das Heidekraut mit seinen Tausenden bald blassen bald hellroten Blümlein. Darüber wogte ein Summen und Dusten ob der weiten Fläche, maßen viele hundert fleißige Immen noch geschäftig waren, die letzte süße Tracht zu sammeln und nach ihrem kunstreichen Baue zu tragen. Ringsum Ruhe und süßer Frieden, und der süßeste in unsern Herzen! Als dann das Ave-Glöcklein in St. Augustin den „Engel des Herrn“ läutete, knieten wir in das Heidekraut nieder und grüßten die Königin des himmlischen Friedens mit dem Gruße des Engels: „Ave Maria!“

Friede und Glück war abermals in das Blyenbecker „Paradies“ eingekehrt, dieweil Glaube und Liebe das Klattern des Zweifels ausgetrieben hatten, so die Rache eines Weibes in die arglose Seele meiner gnädigen Frau Katharina geträufelt.

5.

Handelt zumeist von einem gefährlichen Abenteuer, so das „Paradies“ abermals bedrohte

Nun kamen gar ruhige und glückselige Tage für das Blyenbecker „Paradies.“ Ich zähle sie zu den freudenreichsten meines Lebens. Die beiden Frauen behandelten mich viel eher als einen Freund denn als einen Diener; auch mein gnä-

an allen schönen Tagen gewohnt. „Grates, geschwind die Säule aus dem Stall und gesattelt! Kurt, Eure Muskete und ein geladenes Handrohr und ihnen nach, so lieb euch eurer Seelen Seligkeit ist!“ Gürteten in der Eile jeder ein Schwert oder einen Säbel um und schwangen uns also sechsdritt auf die Kofse, ohne die Zeit zu nehmen, ordentlich zu satteln. Also sprengten wir auf Tod und Leben den Reitpfad hinunter, der nahe an dem Föhrenbusche vorüber, in welchem Kurt die sauberen Gesellen gesehen hatte, nach St. Augustin führt.

Waren auch noch keine zehn Minuten unterwegs, so vernahm ich vor mir von einem Platze aus, wo der Pfad durch Wacholdergesträuch und halbgewachsene Föhren gehet, ein markdurchdringendes Geschrei der beiden Edelfrauen. Kam so mit Gottes Gnade noch just zur rechten Zeit, wofür Unserer Lieben Frau von Revelaer gedankt sei; anerwogen es zwei Vaterunser später vielleicht schon zu spät gewesen wäre.

Summa: Als ich zur Stelle kam, hatten die elenden Galgenvögel, deren ich drei gewahrte, allbereits den Trifes jämmerlich vom Gaule gerissen, daß er seiner Sinne nicht mächtig und mit Blut überronnen am Boden lag. Auch die beiden Frauen waren von den Zeltern zur Erde gezogen worden und rangen mit den Mordhuben, so ihnen bereits den Mund mit Tüchern verstopft hatten, daß sie nicht mehr um Hilfe rufen könnten, die Hände und Füße aber elendiglich knebelten. Weiß nicht, was sie mit den Frauen vorhatten, und ob sie dieselben rauben oder gar ermorden wollten. Es wehrte sich aber namentlich die edle Frau Katharina schier wie eine Leuin. Ich nun fuhr wie ein Wetterstrahl dazwischen und versekte dem einen Strolche, der gerade meiner gnädigen Frau die Arme auf den Rücken binden wollte, einen solchen Hieb über den Schädel, daß er rücklings hinschlug und mit greulich verdrehten Augen seine arme Seele ausspie. Bevor ich aber zu einem neuen Schlage ausholen konnte, waren seine beiden Gesellen, gänzlich entschlossen, ihn zu rächen, mir hart auf dem Nacken. Der eine drückte mir unter der Nase sein Handrohr ab, und weiß ich heutigen Tages noch nicht, wie die Kugel meinen Kopf fehlen konnte; der andere aber schlug mit seinem Säbel nach mir und verwundete mich am linken Arm, was ich gleichwohl in der Hitze des Gefechtes nicht achtete, ja nicht einmal verspürte. Hatte aber doch gegen die beiden Mordbrüder einen schweren Stand, und schrie aus Leibeskräften dem Kurt

und Grates zu, daß sie sich sputen möchten, maßen die verzweifeltsten Bösewichter mich sonst allerwegen überwältigt hätten.

Als aber meine Gesellen auf dem Kampfsplatze erschienen, wandte sich das Blättchen, indem der Kurt zwar den einen, so mich schon verwundet hatte und allbereits zum zweiten und, wie ich nicht zweifle, tödlichen Hiebe ausholte, par-dauz über den Hausen schoß, der Grates aber den andern Galgenvogel, so jetzt mit dem Handrohr mit dem Säbel auf mich einstürmte, zu Boden schlug. Dankte also meinem Schöpfer für solche rechtzeitige Hilf und sprang vom Roß, um den beiden Frauen zu helfen, so mit Stricken gebunden elendiglich auf dem Heidekraut lagen.

Zuvörderst zog ich der gnädigen Frau Katharina das Tuch aus dem Munde, welches die Schnapphähne ihr also tief hineingestopft hatten, daß sie sonder Zweifel in kurzer Zeit erstickt wäre, da sie im Gesicht schon rot und blau war, auch die Augen merklich aus den Höhlen hervortraten. Hatte das Tuch kaum fortgerissen, so rief sie: „Mein Kind! Christoffel!“ und deutete dabei mit den Augen, und sobald ich mit meinem Deegen den Strick durchschnitten, auch mit ihren Händen nach dem Busche, abermalen schreiend: „Christoffel!“

Da erst gewahrte ich, daß von den drei Rossen der Schimmel fehlte, so die gnädige Frau geritten, und da ich auch meinen lieben Junker weder hörte noch sah, konnte ich mir das Ding gleich reimen und dachte: „O weh! Das Weib ist mit dem Knäblein entwischt.“ Hui, war ich wieder auf meinem Wallachen und jagte durch den Föhrenbusch in der Richtung, so mir die gnädige Frau mit Winken und Worten angedeutet, den beiden andern zuschreiend, sie sollten bei den Frauen verbleiben.

Nach einigen hundert Schritten gewann ich die offene Heide, so nach jener Seite hin sie wohl zwei Stunden weit zwischen dem Blhenbecker Busch und dem Weezener Wald bis nach Bergen an die Maas hinstretcht. Erschaute dann auch bald den Schimmel und auf selbigem ein Weibsbild, das mit verhängtem Jügel quer über die Ebene dahinsprengte; ob sie aber das Knäblein in dem Arme trage, konnte ich nicht sehen, maßen sie schier eine Viertelstunde Vorsprung hatte. Nach einer Weile gewahrte ich mit Freuden, daß ich dem Schimmel näher komme; auch das Weib merkt es und ändert nun die Richtung, indem es, mehr nach Westen abbiegend, offenbar den Weezener Wald zu gewinnen suchte.

Das gab mir einen Vorsprung, dieweil ich jetzt den Winkel abschneiden konnte, so sie machen mußte. Hielt also scharf die Eckelt zu — ist ein sumpfiger Waldwinkel mit einem Eichenbusch, der in die Heide vorspringt — und hoffte sie dort zwischen dem Bach und dem Sumpf in die Enge zu treiben. Jetzt war ich schon so nahe, daß ich wohl unterscheiden konnte, sie trage das Knäblein im Arme; schrie ihr auch zu, sie solle halten, wenn ihr das Leben lieb sei, und mir den Junker übergeben; dafür wolle ich sie laufen lassen. Sie aber riß den Schimmel abermals herum und suchte nach der Maas zu entrinnen, sei es nun, daß sie meinen Worten nicht traute, oder daß sie noch immer zu entweichen verhoffte.

So kam ich der Kindesräuberin in der Gegend des oberen Blyebaches also nahe, daß ich das Weinen des Knäbleins allbereits hören konnte. Da sie nun den Bach erreichte und gänzlich verzweifelte, mir auf andere Weise zu entrinnen, schrie sie mir zu: „Da holt Euch den Balg selbst!“ und warf meinen lieben Christoffel weit von sich in den Bach, derweil sie auf dem Schimmel über denselben setzte.

Sprang gleich in den Bach und begann mit meinen Händen durch die Wasserpflanzen nach dem Knäblein zu tasten, und fügte es der grundgütige Gott, daß ich selbiges bald in einem Armchen erwischte und aus dem Wasser zog. Nun kann sich männiglich meine Freude denken, da ich bemerkte, daß es noch zappelte; nachdem ihm das Wasser aus dem Mündchen geflossen, fing es wieder merklich an zu atmen und öffnete seine lieben Augen. Da erst gewahrte ich, daß mein linker Arm verwundet sei, indem das Blut, das aus meinem Armel hervortropfte, das Knäblein beim Reiben mit roten Strichen zeichnete.

Jetzt aber, da die Angst vorüber, fing ich an, eine große Schwäche zu verspüren; stieg also aus dem Bache und suchte mit meinem Junker in dem gesunden Arm auf den Wallachen zu kommen, was ich gleichwohl nicht zu stande brachte. An einer Verfolgung der Emerentiana war natürlich nicht mehr zu denken; sah auch auf der weiten Heide keinen Schimmel mehr, ob sie nun durch die Dünenhügel meinem Auge entückt war oder aber den Weezener Wald gewonnen hatte. Ergriff also meinen Gaul am Zügel und wollte zu Fuß nach dem Busche zurück, wo ich die beiden Edelfrauen mit dem Kurt und Grates gelassen hatte.

Dieweil ich aber nunmehr auch in meinen Knien merkliches Zittern verspürte, setzte ich mich in das Heidekraut und rief dem Kurt und Grates; vermeine auch, ich

hätte sie mit den beiden gnädigen Frauen von weitem über die Heide kommen sehen. Doch ist mir das nicht ganz ausgemacht, nämlich ob ich es wirklich sah oder nur träumte, maßen sie alle zu tanzen schienen.

Summa: Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem Bett, und waren wohl 14 Tage seit dem vermeldeten Abenteuer verfloßen. Hatte die ganze Zeit im Fieber gelegen und in meinen Träumen bald der Emerentiana nachgejagt, so ich gleichwohl niemals greifen konnte, bald im Bach nach dem kleinen Christoffel gesucht, den ich ganz deutlich tief unter dem Wasser zappeln sah; wenn ich ihn aber fassen wollte, war es ein Mal, der mir entwichte. Auch an jenem Morgen, da ich zum erstenmal wußte, wo ich sei, und zu meinem nicht geringen Erstaunen das liebe Edelfräulein, so mir kalte Umschläge auf die Schläfen legte, an meinem Bette sitzen sah, fragte ich gleich nach dem Knäblein, und ob es mir wirklich gelungen sei, dasselbe lebendig aus dem Bache zu ziehen. Worauf Angelina holdselig lächelnd mir versicherte, der Christoffel sei ganz wohl, und wenn ich fein ruhig sei und noch ein wenig schlafe, wie es der Feldscherer wolle, werde sie mir später das Knäblein an mein Bett bringen. Hat auch redlich Wort gehalten, indem sie und meine gnädige Frau am selben Nachmittag den lieben Junker in meine Kammer brachten, ja auf meine Kissen setzten, daß er mir mit seinem Händchen meine Backen patzchen konnte.

Seitdem war es mit mir bei huldreichster Pflege von Tag zu Tag besser geworden, so daß ich nach einer Woche mich allbereits erheben konnte.

Den Arm hatte ich freilich noch lange in der Schlinge zu tragen; ist mir auch etwas steif geblieben, was ich aber wenig achte, da es der linke ist und mich solches weder beim Schneiden noch beim Malen sonderlich behindert. Die Wunde war an sich niemals gefährlich gewesen, wohl aber der große Blutverlust.

Ja, Liebe, es wäre etwan besser gewesen, ich hätte noch mehr Blut verloren, sintemal der Teufel ein Schelm ist und mir in selbigen Tagen fast eine schlimmere Wunde ins Herz schlug als der Schnapphahn in meinen Arm!

Will nur gleich gestehen, wie das Ding gewachsen ist. Das Umherstehen mit den edeln Frauen taugte mir mit nichten, anerwogen ich schon lange eine wachsende Liebe und Neigung zu dem holdseligen, engelschönen Fräulein Angelina verspüret hatte. Habe ehrlich dagegen gestritten, maßen eine solche Liebe zwi-

schen einem armen Maler und der hoch-
edlen Schwester des Schenk von Wydeg-
gen wohl zu großem Schmerz und Un-
heil, jedoch zu nichts Vernünftigem füh-
ren konnte. Jezo aber nach dem Aben-
teuer und der glücklichen Errettung so-
wohl der Frauen als des Junkers er-
zeigte mir der Herr Arnold so große
Liebe und Dankbarkeit, daß mir der Ge-
danke kam, er werde mir vielleicht den-
noch die Angelina zum ehelichen Gemah-
le geben, falls auch selbige den gleichen
Wunsch und Willen hege. So ging der
Kampf in meinem Herzen von neuem
los, und war ich bald entschlossen, ein
offenes Wort mit Angelina zu reden,
bald aber gedachte ich wiederum, es sei
heller Wahnwitz und allerwegen gerate-
ner, daß ich je eher desto besser Blyen-
beef den Rücken kehre und mit dem
Wanderstabe in die weite Welt hinaus
walle.

Da geschah es denn an einem lieb-
lichen Herbstnachmittag, daß die beiden
Edelfrauen mich zu einem Spaziergang
nach dem nahen Hügel einluden, der gen
Hassum hin aus der Ebene aufragt und
von dem man mehr als zwei Duzend
Kirchtürme erblicken kann. Meine gnä-
dige Frau Katharina wurde am Fuße
des Hügelns von einem armen Tagelöhner,
der dort seine elende Hütte hat und des-
sen Weib krank daniederlag, eine Weile
zurückgehalten. Sie winkte uns also für-
baß zu gehen, und so wandelten wir zwei,
verstehe Angelina und ich, den kleinen
Christoffel an den Händchen zwischen
uns führend, in vertraulichen Gesprä-
chen den Hügel hinan. Als wir die Hö-
he erstiegen hatten, erfreuten wir uns zu-
erst der Fernsicht und zeigten dem Knä-
ben das Schloß, das mit seinen Gräben
und Gärten mitten in der Heide als wie
eine Oasis in der Wüste gelegen ist.
Dann nannten wir ihm all die Kirchtür-
me, so längs der Maas und jenseits der
Föhrenwälder auf der deutschen Seite
emporragen, namentlich aber die Türme
von Cleve, und wußte Angelina gar
anmutig mit dem Knäblein zu plaudern,
daß allbereits etwelche Worte reden
konnte. Hernach setzten wir uns, und
während der Kleine zu unsern Füßen
mit Blümlein spielte, so wir ihm bra-
chen, suchte ich nach einem Worte, um
dem Edelträulein mein Herz zu eröff-
nen.

Aber Angelina kam mir mit einer gar
unerwarteten Zeitung zuvor, indem sie
sagte: „Lieber Meister Jean, das wird
wohl das letzte Mal sein, daß ich mein
trauliches Blyenbeef von hier aus be-
trachte, anerwogen ich gänzlich gesonnen
bin, mit nächstem mein Vaterhaus zu

verlassen und mit Gottes Gnade eine
Klosterfrau zu werden.“

Da vermeinte ich, es werde mir schwarz
vor den Augen, und vermochte nur mit
Mühe einen Wehruf zu unterdrücken.
Sie aber fuhr ganz ruhig fort: „Wollte
Euch schon lange diesen meinen festen
Entschluß mitteilen. Allein es ist eure
Krankheit dazwischen gekommen; auch
wollten mein Bruder und meine viellie-
be Schwester, Frau Katharina, nicht ein-
willigen. Jezo aber sind sie es zufrieden,
und gestern ist auch der Brief der ehr-
würdigen Mutter der Ursulinen zu
Roermond angelangt, so mir schreibt,
ich möge nunmehr kommen, wenn ich auf
Maria's Opferung den Novizenschleier
nehmen wolle. Seht, lieber Meister, sol-
ches war von Jugend an mein Wunsch,
und würde ihn schon früher erfüllt ha-
ben, wenn ich nicht der guten Katharina
auf diesem einsamen Schloß eine Ge-
fährtin hätte sein wollen, bis der kleine
Christoffel da ihr die Einsamkeit versü-
ßen könne. Jezo ist er groß genug dazu
und fängt schon an zu plaudern und
wird der Mutter alle Tage größere
Freude machen. Gelt, kleiner Knirps?“
Dann fügte sie noch bei: „Auch seid ja
Ihr da, Meister Jean, und möget ihr die
Langeweile mit Euern muntern Ge-
sprächen wohl verkürzen.“

Ich nun suchte ihr solche Absicht aller-
wegen zu verreden: sie könne ja auch in
dem einsamen Blyenbeef als wie in ei-
nem Kloster Gott dienen; eine gute
christliche Base möge in einer Familie
schier mehr Gutes zu tun als unter den
Klosterfrauen, so eines guten Beispiels
nicht also benötigen wie die Weltleute
usw. Fragte sie schließlich in meiner
Dummheit gar, ob sie sich etwan nicht
genugsam geliebet fühle; es könne sich ja
leichtlich ein Mann finden, der sie als
sein liebes Weib auf seinen Händen durch
das Leben tragen würde.

Angelina aber lächelte nur und ent-
gegnete: Daran fehle es nicht, anerwo-
gen ihr von allen Seiten nur Liebe und
Güte zu teil geworden sei; aber ihr Sin-
nen sei nun einmal auf das Kloster und
den himmlischen Bräutigam gerichtet.

Solches sagte sie dermaßen liebe-
lich, in heiliger Einfalt und Demut, daß ich
mich der Tränen nicht erwehren konnte,
obschon ich ihr immer noch, was mir Gott
verzeihen möge, solch heiligen Gedan-
ken und Entschluß auszureden versuchte.
So schüttelte sie nur mit dem Kopfe und
sagte:

„Denkt doch an unsern Wappenspruch,
den ihr im „Paradies“ so schön an die
Decke gemallet. Coelum peto — nach dem
Himmel streb' ich! Mein Bruder hat ihn

auf Erden, verstehe in irdischer Lieb und irdischer Ehre gesucht und denkt auch jetzt noch gar zu viel, sich etwan durch seine Politika beim Statthalter und Landesherrn Lob und Titel zu gewinnen; meine liebe Schwester Katharina suchte ihren Himmel in dem Blyenbeeker Paradies, will sagen in süßem und ungestörtem Zusammenleben mit Mann und Kind zu finden. Allein sie mag wohl schon empfunden haben, daß alles, was irdisch ist, wandt und wechselt, und daß nur die überirdische Liebe ewiglich besteht. So will ich denn in dieser meinen Himmel suchen und unsern Wappenspruch nach meiner Art auslegen.“

Diese und ähnliche Worte redete die herzgute Angelina. Sehe das holde Fräulein noch gar lebendig vor Augen, wie es von der Höhe aus mit Blick und Gebärde voll Liebe Abschied nahm von der stillen Heide und dem einsamen Vaterhaus.

6.

Dies Hauptstück erzählet von der frühlichen Jugendzeit des Junker Christoffel und von glücklichen Tagen für das Blyenbeeker Paradies

Schon in der darauffolgenden Woche verließ Angelina Blyenbeek und trat in das Kloster der Ursulinen zu Roermond. „Jetzt geht's ins wahre Paradies!“ hatte sie zu mir gesagt, als sie mir zum Abschied für ein Bildchen dankte, so ich für sie recht sauber auf Pergament gemalt hatte. Selbiges Bildlein stellte einen Strauß dar, Rosen und Ilgen, so von einem himmelblauen Bande gehalten wurden; auf der einen Seite der Schleife stand das Wort Coelum, auf der andern aber peto, wozu ich eine neue Abersetzung schrieb: „Ich bete um den Himmel.“

Nach Angelinas Abreise ist mir das Heideschloß ganz vereinsamt vorgekommen, und ich hätte bei einem Haar ebenfalls mein Ränzchen geschürt und zum Wanderstab gegriffen. Frau Katharina bat mich aber mit beweglichen Worten zu bleiben, und nach und nach ist meine Herzenswunde genesen. In jenem Winter schnitzte und malte ich an einem Altare, anerwogen es Frau Katharinas innigster Wunsch gewesen wäre, einen Hauskaplan und damit das Glück der täglichen Messe zu gewinnen. Auch an einem großen Kruzifixe schnitzte ich, welches die gnädige Frau an dem Reitweg nach St. Augustin aufrichten wollte, zu dankbarer Erinnerung an die Errettung aus der gemeldeten Gefahr, und daß der Wanderer etwa ein Vaterunser für die

Seelen der armen Sünder bete, so all-dort vielleicht doch nicht ohne Reue aus diesem Leben schieden.

Der kleine Christoffel kam jetzt in das Alter, in welchem die Kinder gar lieb und unterhaltend sind. Da zeigte es sich, daß er einen geweckten Kopf und ein fürtreffliches Herz vom lieben Gott empfangen hatte, was seinen Eltern und vorab der Mutter über die Maßen große Freude machte. Er hat uns im selbigen Winter schon durch sein munteres Plaudern und drolliges Fragen die Zeit wunderbar verkürzt. Dieweil nun die edle Frau Katharina wohl wußte, wie viel es darauf ankommt, daß gleich zu Anfang die Kinderherzen mit Gottesfurcht und Frömmigkeit erfüllt werden, lehrte sie ihn beten, sobald er nur lallen konnte. Wenn ich das Knäblein beim Morgen- und Abendgebet die Händchen fromm falten sah, wobei es mit den großen Kinderaugen gar ernst auf die betende Mutter blickte und deren Worte nachstammelte, sind mir oftmals beweglichere Gedanken gekommen als bei der besten Predigt, und meine ich, solche Worte aus dem Munde der lieben Unschuld seien den Engeln eine Freude und dem himmlischen Vater ein Loblied, auch wenn das Kind sie noch nicht versteht.

Da geschah es nun eines Tages, daß der Vater und viele Gäste auf dem Schlosse anwesend waren. So hatte die Mutter nur wenig Zeit, mit dem kleinen Christoffel das Abendgebet zu verrichten. Sie überwies ihn also der Anna, daß sie ihn zur Ruhe bringe, und sagte ihm, er solle sein Gebetchen allein beten, anerwogen sie bei den Gästen sein müsse. Der kleine Christoffel sagte also vor seinem Bettchen kniend mit gefalteten Händen alle Gebetlein her, welche er wußte; dann legte er sich nieder und wollte einschlafen. Es fiel ihm aber ein, daß ihm die Mutter das heilige Kreuzzeichen noch nicht gemacht habe; da stand er sofort auf und trippelte barfuß in seinem Nachtkleidchen die Treppe hinab, die Mutter zu suchen.

Selbige sah inmitten ihrer Gäste, so sich haß verwunderten, das Knäblein also im Saale zu erblicken. Christoffel ging aber ruhig auf die Mutter zu, zupfte sie am Kleide und sagte: „Wohnt der liebe Gott nicht mehr in meinem Herzen, daß du mich nicht mit dem heiligen Kreuze bezeichnest? Was habe ich Böses getan, daß er fortgegangen ist?“ — Da hob ihn die Mutter auf den Schoß, küßte ihn und sagte: „Er ist nicht fortgegangen, Kind. Bleibe nur immer so brav, und er wird niemals aus deiner Seele weichen.“ Griff alsbald nach dem Weihbrunnen

und machte ihm gar andächtig das heilige Kreuz, worauf das Knäblein ganz getröstet nach seiner Schlafkammer ging.

Herr Arnold war mit der großen Frömmigkeit seiner Frau, welche ihm für eine adelige Dame schier unpassend und übertrieben schien, nicht ganz einverstanden und sagte: „Es ist gut, daß Angelina ins Kloster ging, anerwogen sie dich ansonst noch zur halben Nonne gemacht hätte. Nur nicht gar so fromm, liebe Katharina, und daß du mir meinen Christoffel nicht zu einem Betbruder erziehest! Er ist unser einziges Kind und unseres edeln Geschlechtes Stammhalter, und soll als solcher also erzogen werden, daß er als Krieger oder Staatsmann dem Namen der Schenk von Nydeggen Ehre mache.“

Darauf erwiderte die edle Frau Katharina: „Nimm dich in acht, Arnold, daß der liebe Gott, dem unser Knabe doch zuerst gehört, nicht etwan das Kartenshaus von stolzen Plänen, so du auf unser Kind zu bauen scheinst, über Nacht elendiglich über den Haufen blase! Denke an den Wahlspruch der Schenk und an die schöne Auslegung, so mein Vater bei Christoffels erstem Wiegenfeste von so tanem Spruche gab!“

Da ist mein Herr Arnold schier ärgerlich geworden, hat etwas gebrummt, daß die Weiber immer das letzte Wort haben müßten, und schließlich gesagt: „Er soll ja auch für den Himmel sein, wie wir Menschen alle. Aber zunächst doch hoffentlich eine gute Reihe von Jahren für diese Erde.“

Die edle Frau Katharina aber verbesserte solche Rede mit dem Bemerkten: „Auf dieser Erde willst du sagen, nicht für diese Erde!“

Als Christoffel größer wurde, regte sich frühzeitig das Jägerblut in ihm, bezeugte eine große Freude an den Rehen, so in zahlreichen Rudeln auf den nahen Waldwiesen äseten, und lernte sie auch über die Maßen geschickt unter dem Winde beschleichen. Auch spürte er den Nestern der grauen Seemöwen nach, so in großen Scharen in den ausgedehnten Sümpfen zwischen dem Schlosse und der Maas nisteten; lauschte auf den Schrei der Kiebitze und suchte deren Eier, welche der Großvater liebte.

Damals war Herr Arnold fleißiger auf Blyenbeek, dieweil Gelderland sich nach dem Frieden von Ryswyk einer vierjährigen Ruhe erfreute. Der Herr Vater unterwies meinen lieben Junker also selbst im Reiten, wozu der Großvater ihm einen schönen milchweißen Pony verehrt hatte. Kaum konnte sich der kleine Christoffel von dem lieben Tiere trennen, daß

also zahm und gesellig war, daß es auf seinen Ruf froh wiehernd herbeilief, auch ihm das Futter aus der Hand fraß. Herr Arnold lehrte ihn auch im Galopp vorbeisprenge mit dem kleinen Säbel nach dem Türkenkopfe hauen, so ich für meinen Liebling geschminkt und mit bunten Farben bemalt hatte.

Gar wenig zufrieden war mein Christoffel mit den kurzen und einsilben Berichten, welche er aus dem Vater über dessen Erlebnisse im Türkenkriege durch viele Fragen herauspreßte. Da erzählte ihm schon mehr der Grates, der als Reitknecht mit Herrn Arnold nach der Donau gezogen war. Bei dem zählten die eigenhändig gespaltenen Türkenköpfe schon nach Tausenden. Einmal sollen sogar drei türkische Batterien zwei Stunden lang auf ihn allein geschossen haben, wobei ihm die Kettenkugeln und Bomben nur so wie im Sommer die Blyenbecker Mücken um die Ohren herumflogen. Solche Heldentaten erschienen aber selbst meinem kleinen Junker unglaublich, befragte also seinen Herren Vater darüber und erhielt von selbigem die Antwort: „Merke dir, mein Kind: die Helden, die bei den Erzählungen ihrer Abenteuer den Mund am weitesten aufreißen, reißen gemeiniglich auch vor dem Feinde am weitesten aus! Du aber mußt mir ein Held nicht in Worten, sondern in Taten werden!“

„Das will ich, Vater!“ redete dagegen eifrig mein lieber Christoffel. „Ach, wenn ich nur schon groß wäre! Und was meinst du wohl, daß ich dann tun soll? Soll ich gegen die Türken ziehen, wie du? Dem Türkenkopf haue ich jetzt jedesmal übers Ohr, wenn ich noch so blitzschnell vorübersprenge. Oder soll ich gegen die Franzosen fechten, welche da oben am Rhein mit Sengen und Brennen schier greulicher gehauset als die ungläubigen Türken, wie mir der Kurt erzählt? Oder soll ich mit Tante Angelina übers Meer fahren zu den wilden Indianern in Neufrankreich, von denen mir die Mutter gar viel vermeldete, und die christlichen Huronen gegen die bösen Trokesen verteidigen, welche schier so grausam sind als die leidigen Teufel?“

„Ich denke, du wirst nicht so weit in den Krieg ziehen müssen“, redete mein Herr Marquis dagegen; „anerwogen es wohl den Schein gewinnt, daß wir gar bald hier in unserem Gelderland wieder Kriegslärm haben werden.“

Da rief der Christoffel: „Hurra! Dann darf ich mit dir ziehen, gelt, Vater? Gehe ja fest im Sattel und treffe mit dem Pfeil den Vogel im Fluge. Weiß auch ein schönes gelderisches Kriegsliedchen,

das mich der Kurt gelehrt hat. Höre nur!“ Und er sang mit glockenheller Stimme:

„Klein ist mein Gut,
Groß mein Mut,
Und das Schwert in der Hand,
Das ist das Wappen von Gelderland!
Hurra, hurra!
Das Schwert in der Hand,
Das ist das Wappen von Gelderland!“
„Schon gut, mein kleiner Kriegsheld“,
sagte Herr Arnold. „Wie alt bist du
denn eigentlich?“
Christoffel antwortete: „O, bald sie-
ben Jahre!“

stätte. Wenn er nicht auf seiner Schiefer-
tafel schrieb, so schaute er mir bei der
Arbeit zu; denn auch für die Kunst zeigte
er eine gar seltene Anlage, daß ich mich
des öfteren daß verwunderte ob der drol-
ligen Figuren, so er bald mit dem Griffel
zeichnete, bald aus dem Tone formte.
War nämlich dazumalen mit einer Ar-
beit beschäftigt, welche dem „Paradies“
die letzte Zier und Vollendung geben soll-
te. Der neue Kamin mit der Schlange
um das Fußgestell der Diana war schon
längst fertig und aufgestellt. Nun wollte
aber das mit schönen Weinranken und
Engeln verzierte Fries desselbigen nicht



St. Anton, Außenstation von Lourdes

Worauf der Herr Vater meinte: „Nun,
dann ist es hohe Zeit, daß du den Krieg
mit den Buchstaben eröffnest. Diesen
Winter soll dir die Mutter das Lesen
und Meister Jean das Schreiben bei-
bringen, und wenn ich das nächste Mal
gen Roermond reite, will ich mit dem
Pater Rektor des Jesuitenkollegs reden,
daß du all dort die Schule besuchen
kannst.“

Da zog mein Junker schier einen schiefen
Mund und meinte: „O weh, mit den
Buchstaben kriegen! So fürchte ich, sol-
ches werde viel langweiliger sein als ein
Zug gegen den Großtürk oder die In-
dianer.“

Der gute Christoffel war in selbigem
Winter fast beständig in meiner Werk-

recht zu den wichtigen Eichenbalken pas-
sen, so die Frucht- und Blumenkörbchen
der vier Karyaditen viel zu schwer be-
lasteten. Hatte also dem Herrn Arnold
vorgeredet, er möge mich die dicken Bal-
ken abschrägen und das Hauptfries mit
breitem Blattwerk und zierlichen Figu-
ren ausschmücken lassen, was er gerne
zufrieden war.

Solche Schnitzerei wurde bis St. Ni-
kolausen Tag fertig. Und da haben wir
noch einmal ein schönes Fest im „Para-
dies“ mit Lust und Freuden begangen.
Herr Arnold und Frau Katharina feier-
ten den Jahrestag ihrer Vermählung,
wozu auch der alte Herr Erbmarschall
vom Schloß Haag herübergekommen war
und die Geschenke mitgebracht hatte, um

welche der Brief Christoffels den heiligen Mann gebeten. Sie lagen gar zierlich geordnet auf einem Tisch unter dem Adler mit dem Schenkenwappen u. Wahlpruch — ein ganzer Jagdanzug, gelbe Stulpstiefel, ein Pulverhörnchen aus Elfenbein, das mit einer kunstreichen Klappe versehen war, welche bei jedem Drucke just für einen Schuß von dem gefährlichen Kraute durchließ; ein Jägerhut mit grünen Bändern und wallenden Federn; eine Waidtasche voll kostbarer Zuckerhasen, Hirsche, Sauen, Rebhühner, Fasanen und alles möglichen Getiers, und endlich die kleine Büchse mit dem blanken Lauf, dem neuesten Steinschloß und dem zierlich geschnitzten Kolben.

Gleich mußte die Jagdkleidung angelegt und die Büchse probiert werden. Ich weiß nicht, wie es kam; aber als ich die Büchse das erste Mal knallen hörte, gab es mir einen Stoß ins Herz hinein. Doch vertrieb das muntere Lachen Christoffels die schlimme Ahnung, und das Fest war über die Maßen fröhlich. Auch der alte Herr Erbmarschall war lange nicht so ernst wie bei dem ersten Wiegenfest und brachte einen recht munteren Trinkspruch aus auf die ewige Fortdauer des Blyenbeeker Paradieses.

Du lieber Gott, das hatte nun seine schönen Tage bald alle gesehen!

7.

Es ziehen sich auf ein neues bedrohliche Wetterwolken über dem „Paradies“ zusammen

Als man nach Christi gnadenreicher Geburt 1700 Jahre zählte, brachen zugleich mit dem neuen Jahrhundert gar schwere Zeiten über Geldernland, ja über die ganze liebe Christenheit herein. Karl der Andere von Hispanien war nämlich kinderlos gestorben, und so entbrannte der entsefliche Krieg um sein Erbe zwischen dem Hause Bourbon und dem Hause Habsburg, der zur Stunde annoch dauert und von dem man nicht sagen kann, wie viel Blut er noch kosten oder wie viel Elend er noch bringen werde. Wie männiglich bekannt, hatte der sterbende König sein Testament und letzten Willen also verändert, daß er den Philipp von Anjou zum Erben seiner Krone und aller hispanischen Länder einsetzte, wiewohl frühere Verträge solches ihm verboten hatten. Und war Karl II. kaum zu seinen Vätern versammelt, so haben sie zu Madrid in Wahrheit auch schon den Philipp zum König gekrönt, ehebevor die Herren in Wien, so allezeit etwas langsam sind, solches verhindern konn-

ten. Auch unser Gelderland mußte den Bourbonen huldigen, u. hat Ludwig XIV. solches alsobald für seinen Enkel ohne Federlesens mit starker Truppenmacht befehlet. Auch der Erbmarschall und Herr Arnold mußten sich fügen und ritten nach Roermond zur Huldigung.

Auch ich begleitete sie dorthin, anerwogen ich dem Pater Rektor des Jesuitenkollegs Bericht erstatten sollte über den kleinen Christoffel und von demselben vernehmen, was ich ihm des weitern noch beibringen müsse, damit er im darauffolgenden Jahre in die untere Grammatika eintreten könne. So kam ich nach Roermond zur Huldigung, welche auf offenem Marktplatz am 19. Februar 1702 stattfand. Sie hatten dazu an der Vorderseite des Rathhauses eine mit rotem Tuche zierlich verbräunte Empore angebracht. Unter einem Thronhimmel hing das Bildnis des Königs und dessen Wappenschild. Im Hintergrunde konnte man ohne sonderliche Prophetengabe die Kriegsfackel brennen sehen, während das rote Tuch, womit alles drapieret war, mich an die Ströme von Blut gemahnte, so in Italien allbereits zu fließen begannen.

In solchen Gedanken stand ich am Fenster des gegenüberliegenden Weinhauses zur güldenen Lilie und sah der Huldigungsfeier zu. Die beiden Abeligen, so jetzt auf die Empore traten und in die Hand des Grafen von Horn dem neuen Könige Treue gelobten, waren der Erbmarschall und dessen Schwiegersohn, mein lieber Herr Arnold. Als sie sich wendeten und die Treppe hinabstiegen, hörte ich ein Weib, so hinter mich getreten war, einen greulichen Fluch in französischer Sprache ausstoßen, und dieweil ich mit heftigem Erschrecken die Stimme zu erkennen vermeinte, schaute ich mich um und sah mich Auge in Auge mit der unseligen Emerentiana Dausque.

Habe sie auf den ersten Blick erkannt, so sehr auch die letzten Jahre und noch mehr ein wüstes Leben sie entstellte hatte, anerwogen sie sich jetzt offenbar auch dem Trunke ergeben, wie ihr aufgedunsenes Gesicht, ihre von wimperlosen, schweren Lidern halbverdeckten trüben Augen laut bezeugten.

Kann sich männiglich denken, daß ich mich voll Zorn und Ekel von dem Weib abwenden wollte, was aber schon zu spät war, maßen sie mich allbereits erkannt hatte und laut lachend flugs mit den Worten anredete: „Siehe da, mein Wouberman von Blyenbeek! Wie geht's im „Paradiese“ zwischen den hölzernen Jahreszeiten und den gemalten Blumen-

Leänen und Fruchtstücken? Wie, nicht einmal einer Antwort würdigt mich der Herr? O wie unhöflich diese Deutschen sind! Es ist gut, daß unser großer König sich dieses Landes erbarmet, um unter seinem Zepter dessen Bewohnern etwas mehr Schilff beizubringen. Grüße wird mir der Herr in Blyenbeek doch bestellen? Sientemal ich offen gestehe, daß die Sehnsucht, dem „Paradiese“ wieder einmal einen Besuch abzustatten, mich bewogen hat, den französischen Fahnen in das Land Geldern zu folgen.“

Verließ die Weinstube so rasch, als mir bei dem großen Gedränge möglich, und überlegte, was ich zu Nutz und Frommen meiner lieben Herrschaft etwan tun könne. Wie ich so in Gedanken über die Straße ging, begegnete ich meinem alten Matthias, den ich nur wenige Male mehr gesehen hatte, seit er Verwalter von dem nahe bei Roermond belegenen Hillenrath geworden. Erzählte ihm natürlich von dem Zusammenreffen mit der leidigen Emerentiana und wie dieselbe auf ein neues Blyenbeek mit irgend einem teuflischen Plane bedrohe.

„Laßt mich nur sorgen“, sagte er; „wenn es geht, wie ich plane, so soll ihr kein Haar gekrümmt werden, und wir werden doch der ewigen Furcht vor diesem Unglücksweibe ledig.“

Hatte leider keine Zeit, mit dem wackeren Manne länger über die Sache zu reden, maßen juist die Stunde schlug, da mich mein gnädiger Herr an die Klosterpforten der Ursulinen entboten. Gab also dem alten Matthias die Hand, ihn abermalen bittend, er möge sich ja in keine schlimmen Händel mit der französischen Soldateska einlassen, und eilte zu den Ursulinen. Dort sah ich nicht ohne Herzklopfen hinter dem Gitter des Sprechsaals Angelina, welche jetzt im Kloster Mutter Maria von den heiligen Engeln heißt.

Es kamen jezo gar traurige und stürmische Tage. Anfang Mai (1702) erklärten die Verbündeten den Franzosen den Krieg. Der Marschall Boufflers, so unter dem Herzoge von Bourgogne das französische Heer befehligte, lagerte mit einer großen Heeresmacht, sage mit 54 Bataillonen und 104 Schwadronen, bei Xanten, während die Armee der Generalstaaten unter dem Grafen Athlone bei Cleve stand, keine vier Stunden von Blyenbeek. Kannst dir denken, daß wir auf unserem Schloß, welches Herr Arnold gegen die umherziehenden Banden zur Verteidigung eingerichtet, gar unruhige Stunden verlebten. Bald zogen sich die Holländer vor den überlegenen Franzosen auf Nymwegen zurück. So

wurde die zum Schlosse gehörige Herrschaft Afferden der Reihe nach von beiden Armeen ganz überschwenmt. Am schlimmsten erging es den armen Leuten, als die Franzosen vor dem berühmten Engländer Marlborough, welcher das Kommando der Verbündeten übernommen hatte, in aller Eile längs der Maas auf Venlo und Roermond abmarschierten. Da standen wir eines Abends droben im Schloßturme und schauten mit Tränen in den Augen nach Afferden, wo der Reihe nach fast sämtliche einzeln stehende Höfe in Flammen aufgingen. Die ganze Nacht hindurch war der Himmel vom Brande gerötet.

„Die armen Leute!“ klagte die edle Frau Katharina.

„Wir wollen ihnen die Häuser wieder aufbauen, Mutter“, sagte der gute Junkel Christoffel. „Aber, Papa, weshalb tun uns das die bösen Franzosen, welche doch behaupten, daß sie unsere Freunde seien und im Auftrage des neuen Königs von Hispanien kämpfen?“

„Sie wollen den Holländern und Preußen eine Wüste hinterlassen“, antwortete Herr Arnold seinem Sohne.

„Das Brennen“, sagte Grates, der juist mit einer Botschaft heraufkam, „soll namentlich von einem Sergeanten und einer Marktenderin herrühren, welche laut verkündeten, sie wollten dem Herren von Blyenbeek seine Herrlichkeit verderben. Eben kommt ein Bauer gelaufen und sagt, die beiden seien mit einer Mordbande unterwegs nach dem Schlosse, um auch dieses einzuäschern.“

Liefen also spornstreichs die Treppen hinab. Der Bote war der Vater des Trikes, ein gar treuer Mann, doch sonst nicht der Flinkste; dasselbige Mal aber war er gelaufen wie ein Has, daß er mit Staub und Schweiß bedeckt im Schloßhofe stand. Er berichtete von der schrecklichen Wut der Franzosen, welche das arme Dorf plünderten, ja den Leuten die Kleider vom Leibe rissen.

„Und es ist eine Bande nach dem Schlosse unterwegs?“ fragte der Herr Arnold.

„Ja, ein Sergeant und sein Weib mit 12 seiner Leute, den Schlimmsten von allen. Die Mordbrenner haben mir das Haus über meinem Kopfe angezündet u. den Trikes gezwungen, sie nach Blyenbeek zu führen. Mein Bub hat sie aber rechts ab in die Sümpfe geleitet, derweil ich Zeit fand, voranzulaufen und Euch zu warnen.“

„Eine Marktenderin, sagt Ihr? Wie sieht sie aus, jung oder alt?“ fragte Herr Arnold.

„Nicht jung, aber groß und stark. Ich

meine, daß ich sie Tofe oder Dogge habe anreden hören.“

Auf solche Worte erblickte mein Herr Arnold merklich, sammelte sich aber alsobald, gab dem Bauer einen Brabanter Taler für seinen treuen Dienst und befahl, daß die Schloßbrücke aufgezo- gen und das Thor verrammelt werde, alle Knechte und Bedienten aber sich waff- neten. „Sie sollen uns nicht so leichten Kaufes den feurigen Hahn aufs Dach stecken“, sagte er, und der kleine Chri- stoffel rief: „Hurra! ich hole meine Büch- sel!“

Wachten also die ganze Nacht. Aber wiewohl im Westen und Süden zahllose Brandstätten den Himmel erleuchteten, auch von der Maas her fernes Schießen gehört wurde, so dämmerte der frühe Sommernorgen doch herauf, ohne daß sich ein Feind vor dem Schlosse gezeigt hätte. So schickte der Herr Marquis Rundschafter nach Afferden, und diese brachten bald die Meldung, die Fran- zosen seien während der Dunkelheit in der Richtung auf Venlo abmarschirt, und jenseits der Maas ständen bereits Truppen der Generalstaaten.

Der grundgütige Gott hatte also so- tane Gefahr gnädiglich abgewendet, und ich gab mich der Hoffnung hin, die Eme- rentiana Dausque sei ein für allemal mitsamt den Franzosen aus dem Lande gejagt, anerwogen der Marschall Marl- borough den Boufflers zusamt seinem Herzog von Bourgogne wie die Hasen vor sich her trieb. Venlo, Stevenswerth, Roermond wurden der Reihe nach ge- nommen, und nur mehr die beiden star- ken Festungen Rheinberg und Geldern waren in der Gewalt des französischen Heeres. Afferden war übrigens nicht die einzige Herrschaft, welche unserem Herrn verheert wurde; auch Asselt theilte das- selbe Loß, und das Dorf Swalmen, so zur Herrschaft Hillenrath gehört, wurde am 28. Juli gänzlich niedergebrannt, und sollen sich, wie ich nachher hörte, auch dort ein Sergeant und ein Solda- tenweib unter den Nordbrennern in- grimmig hervor getan haben.

Kann sich männiglich denken, daß so- tane Einbußen eine gar empfindliche Heimsuchung für meinen lieben Herrn Arnold waren, anerwogen sie nicht nur einen großen Theil seines Vermögens vernichteten, sondern auch seine Hörigen an den Bettelstab brachten, daß sie auf viele Jahre nicht imstande waren, ihre Zehnten und Zinsen zu entrichten. Dazu kamen schier unerschwingliche Kriegs- kontributionen, so mein Herr zuerst an

die Franzosen, dann an die Generalstaa- ten und schließlich an die Preußen ent- richten mußte. Auch seine öffentliche Stellung und politische Tätigkeit hatte der Krieg vernichtet, so daß es nicht zu verwundern, wenn der edle Herr gar ernst und von Kummer gebeugt umher- ging, als das grausame Kriegsjahr sich zu Ende neigte. Aber die treue Gemahlin tröstete ihn mildeich mit solchen und ähnlichen Worten: „Und wenn wir noch mehr irdisches Gut verlören, würde ich keine Träne darum weinen. Nur die Not und das Elend der armen Leute, welche von uns Hilfe erwarten, tun mir bitter- lich weh. Daß du den leidigen Sorgen des Staatsrats für etliche Zeiten entho- ben bist, sehe ich eigentlich nicht ungern, anerwogen du also etwelche Müße fin- dest, bei uns zu bleiben. Bist ja auf Blyenbeef in den letzten Jahren schier ein Fremdling geworden! Und schau, den größten Schatz auf Erden, so unser Pa- radies hienieden ausmacht, hat uns der grundgütige Gott annoch gelassen, ver- stehe unsere treue Liebe und unser süßes Kind.“

Da faßte mein Herr Arnold die edle Frau Katharina bei der Hand und sagte. derweil ihm das Wasser in die Augen schoß: „Da, ich wüßte nicht, was ich täte, wenn uns der Christoffel entrisen wür- de! Du hast recht, Frau; wir wollen den Mut nicht sinken lassen, noch gegen Gott undankbar sein, der uns in dem Knaben ein also großes Gut anvertraut hat.“

Der Winter, der jetzt mit starkem Frost und heftigem Schneefall herein- brach, steigerte Not und Elend unter den armen Leuten über die Maßen. Da ließ die gnädige Frau alles Korn, so man austreiben konnte, zu Brot backen und versetzte sogar ihr Geschmeide und edles Gestein beim Juden Joel, um also Nah- rung, wärmende Decken und Arzneien für die vielen Kranken und Schwachen zu beschaffen. Herr Arnold hatte ihr frü- her eine wunderherrliche Kommode zum Namensfeste geschenkt, so entweder der berühmte Charles Boule in Paris selbst gefertigt hat, oder die doch wenigstens mit großer Kunst nach seiner Manier gemacht wurde. Die ganze Vorderseite ist mit verguldetem Silberblech und Schildplatt so bedeckt, daß bald das gra- vierte Metall, bald das Schildplatt ab- wechselnd das eine die Zeichnung, das andere aber den Hintergrund der über- aus zierlichen Renaissancemuster bil- det.

(Schluß folgt)

Verantwortlicher Redakteur Vater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.

Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, bayr.-Schwaben

sellschaft auf diese Weise Namen zu nennen.“ Der Kronprinz hat später Stein geehrt und Görres als Professor an die Universität München berufen.

Als Stein, von Napoleon geächtet, aus Preußen hatte fliehen müssen und in der Verbannung lebte, versprach ihm der Kurfürst von Hessen einen Orden. Da wurde Stein ganz zornig, sodaß der Fürst ihn beschwichigte und sagte: „Mein lieber Freiherr, beruhigen Sie sich, Sie sollen meinen Orden nicht haben.“

Kinderelend in den Vereinigten Staaten. In einer Reihe von Gliedstaaten der nordamerikanischen Union ist der gesetzliche Schutz der Jugendlichen in der gewerblichen Arbeit noch sehr mangelhaft ausgebaut; man ist keineswegs überall zum Verbot der Kinderarbeit gelangt. Wie es in den Vereinigten Staaten da und dort in dieser Hinsicht noch steht, geht aus einem amtlichen Bericht des Industriestaats Pennsylvanien hervor, nach dem dort nicht weniger als 55 000 Kinder in Fabriken arbeiten. Das staatliche Gesetz Pennsylvaniens erlaubt den 9-Stundentag und die 51-Stundenwoche auch für Kinder unter 16 Jahren; verlangt wird bloß die Absolvierung des 6. Schuljahres. Für die Weiterbildung der schulentlassenen Kinder, die ohne ärztliche Untersuchung in die Fabriksbetriebe aufgenommen werden dürfen, gibt es keinerlei Einrichtungen. Obgleich die Vorschrift besteht, daß Kinder und Jugendliche nicht in körperlich gefährlichen und sittlich bedenklichen Berufen Verwendung finden dürfen, sind die sittlichen Schäden und ist die Zahl der Unglücksfälle groß; Jährlich verunglücken nach amtlichem Bericht durchschnittlich 4000 Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren. Sehr zahlreich sind die Fälle, in denen die Kinder mit ihren Eltern Stellungen als Wanderarbeiter, meist zur Einbringung der Ernte, annehmen. Bisher ist es nicht gelungen, unter den einzelnen Staaten Vereinbarungen über gemeinsame Gesekentwürfe oder Verordnungen bezüglich dieser Wanderarbeiter-Masse zu erzielen.

Völkerbund und Opiumbekämpfung. Die Versuche des Völkerbundes, den Handel mit Rauschgiften und die Rauschgifterzeugung wirksam zu beschränken, sind bisher ergebnislos geblieben; nicht zuletzt deswegen, weil mächtige finanzielle Interessen großer Staaten hemmend auf den Fortgang der Arbeiten wirken. Die Berliner „Germania“ zieht sogar einen Vergleich zwischen den Opium-Konferenzen des Völkerbundes und der Abrüstungskomödie u. schreibt: „Hier wie dort wird scheinbar versucht, etwas zu begrenzen, abzubauen, abzubauen,

weil die öffentliche Meinung das verlangt. . . . In Wirklichkeit geht es jedoch um andere Dinge, nicht um wirkliche Abrüstung, sondern um Machtverteilung, nicht um Kampf gegen die Rauschgifte, sondern um Bekämpfung des Schmuggels zugunsten einer Produktions- und Verteilungseinigung unter den großen Interessenten.“

Seit dem Bestande des Völkerbundes ist keine Kanone weniger gebaut, kein Gramm Opium weniger verzehrt worden — im Gegenteil, der Verbrauch an Waffen wie an Rauschgiften in der Welt ist andauernd gestiegen. Worum es bei den Opiumverhandlungen des Völkerbundes in Wirklichkeit geht, zeigt z. B. der im vorigen Jahre in London gemachte Vorschlag, die Herstellung der beiden wichtigsten Rauschgifte, Morphinum und Kokain, nach folgenden Quoten zu verteilen: Morphinum: Deutschland 39,97%, Schweiz 25,2%, Frankreich 21%, England 13,83%. — Kokain: Deutschland 49,3%, Frankreich 20%, England 15%, Holland 10,28%, Schweiz 5,42 Prozent.

Bei dieser Verteilung wurde die Türkei vollkommen außer acht gelassen, die jetzt verlangt, nicht nur als Opiumbauland, sondern auch als Rauschgifthersteller berücksichtigt zu werden, und zwar sogar mit einem Drittelanteil an der Weltproduktion! Auch die Verbrauchsländer werden die Londoner Vereinbarung wahrscheinlich nicht anerkennen; sie wollen sich weder ihre Lieferanten, noch die Höhe ihres „legitimen Bedarfs“ vorschreiben lassen. Die Bestrebungen zur Beschränkung des Opiumanbaus kommen nicht vorwärts, weil England zähen Widerstand leistet; es möchte den indischen Opiumanbau in seiner jetzigen Ausdehnung als gegebene Größe betrachten und lediglich über die Verteilung der Produktion der fertigen Drogen verhandeln. Für England sind die Opiumkonferenzen ein Versuch, „sich durch direkte Verständigung mit den chemischen Industrien der Welt über die ausschließliche Bevorzugung indischen Opiums zu einigen“, also ein Geschäft.

Schulerfolg und Lebenstüchtigkeit. Viele Eltern, die Kinder in höheren Schulen haben, erliegen noch immer dem Vorurteil, als ob der Leistungserfolg in der Schule auch zugleich ein Maßstab für die vorausichtliche Tüchtigkeit des Schülers in der kommenden Lebensbewährung sei. In der „Kölnischen Volkszeitung“ führt W. Straffer (vom Moyniuskolleg in Bad Godesberg) den Nachweis, daß diese Meinung sich nicht mit der Erfahrung deckt. Immer wieder läßt sich feststellen, daß die ehemals besten Schü-

ler des Gymnasiums nur recht bescheidene Lebensstellungen erlangen, während so manche „Sitzengebliebene“, die ihr Abitur vielleicht mit mehrjähriger Verspätung machten, Vortreffliches in leistenden Stellungen leisteten. „Es ist nun einmal unbestreitbare Tatsache, daß das Leben nicht selten ganz andere Menschen an die Spitze stellt als das Gymnasium.“

Der sog. Primus lernt auf der Schule oft nicht, was konsequente Arbeit heißt. „Die Schule, welche sich auf eine gewisse Mittelleistung einstellen muß, bietet ihm keine genügende Gelegenheit, seinen Charakter zu schulen. Nur selten haben Lehrer Zeit und Möglichkeit, ihn vor Sonderaufgaben zu stellen. Daheim wird er dann verwöhnt, oft in wenig kluger Weise gelobt, wo man ihn vielleicht manchmal wegen Nichtleistung seiner Talente besser tadeln sollte. So ist er für das Leben auf der Universität und im Beruf, das Charaktere fordert, nicht entsprechend geschult und vorgebildet.“

Der Durchschnittsschüler bringt vielleicht von der Schule weniger Wissen mit, aber da er sich redlich plagen muß, immer gezwungen ist, seinen ganzen Eifer einzusetzen, ist die Schule für ihn eine Zeit wirklicher Charakterbildung. „Er wird sich ganz anders gegen die Schwierigkeiten des Lebens wehren, er wird ganz andere Kraftquellen haben. Vor allem aber hat er eines gelernt: Arbeiten, arbeiten auch dann, wenn kein Erfolg winkt.“ Das Sitzengeblieben ist also durchaus nicht das größte Unglück; es kann sogar gesundheitlich große Vorteile haben und läßt die jungen Menschen etwas reifer an die Hochschule oder in den Berufskampf kommen. Unsere Zeit ist schwachnerviger geworden; die Kinder mögen schwächer sein als früher. „Da muß ihnen aber die Erziehung helfen, indem sie die Härten und Schwierigkeiten, welche der Alltag bringt, benutzt, die Jugend abzuhärten und widerstandsfähiger zu machen.“

Gebetserhörungen

G. Schr.: Dank dem hlst. Herzen Jesu und der lb. Mutter Gottes und dem hl. Antonius für Erhörnung.

Abiling: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Expeditus und der hl. Theresia für erhaltene Hilfe in vielen Anliegen.

Dank dem ehrw. Vater Victrizius für auffallende Hilfe in schwerem Leiden.

N. O.: Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, der hl. Theresia und allen Heiligen für glückliches Weiterkommen im Studium. Veröffentlichung war versprochen.

Krefeld: Anbei Mk. . . . zum Dank für schnelle Hilfe in Wohnungsangelegenheit.

Baustert: Mk. . . . als Antoniusbrot zum Dank dem hl. Antonius für Hilfe in einem Fußleiden. Almosen und Veröffentlichung war versprochen.

Düppenweiler: Sende Ihnen Mk. . . . als Dank zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, der lb. Mutter Gottes von Lourdes und der hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in schwerer Krankheit.

Schlebusch: Dank dem hlst. Herzen Je-

su, der lb. Mutter Gottes und allen Heiligen für Besserung in langjährigen Nervenleiden und Erkältung.

Nattenheim: Dank dem hl. Jud. Thaddäus für auffallende Hilfe.

Essen: Dank dem hl. Antonius für seine Hilfe in gut bestandenem schwerem Examen.

Rotthausen: Dank dem hlst. Herzen Jesu und der hl. Theresia für Hilfe im Magenleiden.

Kesseling: Dank Unserer Lieben Frau von Lourdes für plötzliche Heilung durch Lourdeswasser. Veröffentlichung war versprochen.

Gschweiler: Sende Ihnen Mk. . . . zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, der hl. Theresia v. K. J. und der M. Sinclair und der armen Seelen als Dank für bestandene Prüfung. Veröffentlichung versprochen.

Herbstein: Dank dem hl. Joseph und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in besonderen Anliegen. Anbei Mk. . . . als Dank für die Mission.

Herbstein: Die lb. Mutter Gottes und dem hl. Antonius sei Dank für erlangte Hilfe. Anbei Almosen für die Mission.

Gebetsempfehlungen

M. L. Würzburg-G.: Ein Verg.-Leser erbittet das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, und zur

hl. Monika um Sinnesänderung und Befehrung seiner Frau.

Schwörzkirch: Bitte um eine neuntä-

tägige Andacht zum hl. Joseph, hl. Thadäus und zur hl. Theresia v. K. I. und zu den armen Seelen im Fegfeuer in großen Familiensorgen. Bei Erhörnung ein Heidenkind und Veröffentlichung.

J. E. M.: Eine schwer heimgesuchte Familie bittet um das Gebet zur Mutter von der immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thadd. und zum sel. Br. Konrad um Hilfe in geschäftlicher und finanzieller Not und anderen Anliegen. Bei Erhörnung Almosen, Wallfahrt und Veröffentlichung.

Gr. Jöllnik: Bitte um das Gebet zu lb. Gottesmutter, zum hl. Judas Thadäus, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. um Gesundheit und Segen meiner Kinder, um Sinnesänderung meines Mannes und für meine schwerkranke Schwester.

Bochum: Bitte um eine neuntägige Andacht zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und hl. Antonius um Sinnesänderung und Befreiung von der Trunksucht.

Es starben im Herrn

Salzbergen: Frau Hemelt, große Wohltäterin unserer Mission.

Markt-Wala: Maria Hauser. Viehöfen: Gertrud Keil. Duisburg: Wwe. Pootmann. Elisenhof: Josefa Esser. Irrel: Frau Adam. Straumeln: Fr. Wwe. Vidarh. Griesborn: Fr. Kath. Tönnies. Milchenbach: Karl Tröster. Nattenheim: Joh. Baptist Stockemer. Köln: Barthel

Becker. Gressenich: Arnold von Agris. Blettenberg: Albert Veil. Bergstein: Fr. Mikrollh. Stolberg: Frau Bardenheuer. Kempen: Jakob Hendricks. Erier: Kath. Lauer. Bonn: Fr. B. Schäfer. Imgenbroich: Hilarius Strauch. Rolandswerth: Elise Bündgen. Regensburg: Hochw. H. Jakob Lehrer. Zellingen: Viktoria Staab. Kötzting: Ernst Zeuner.

Büchertisch

Die grüne Schule im Märchenwald beim alten Haus. Von Wilhelm Matthiesen. Mit Bildern von Joh. Schiel. 128 Seiten. Mk. 2.50; in Leinwand Mk. 3.80. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Die Kinder vom Alten Haus sind ein wenig älter geworden und müssen jetzt in die Schule gehen. Aber sie sollen darin nicht ohne die schönen Märchen und ohne die lieben Tiere sein. Darum kommt der Riese Döres, packt die Schule mit-samt den Schülern und dem Lehrer unter seinen Arm und trägt sie in den Wald beim Alten Haus. Und nun geht die Schule los. Alles muß lernen, sogar die Tiere. Und Frühling, Sommer, Herbst und Winter gehen durch die grüne Schule. Auch der heilige Nikolaus, das Christkind und der Osterhas. Das ist ein feines Buch, die Geschichte von der grünen Schule beim Alten Haus, und schöne Bilder von Johannes Schiel sind darin.

Von Stromern und Vagabunden. Nach ihren eigenen Geständnissen erzählt v. Stephan Berghoff. Mit Bildern von Johannes Schiel. 156 Seiten; geheftet Mk. 2.20; in Leinwand Mk. 2.80. — Verlag: Herder, Freiburg i. Br.

Stephan Berghoff gibt in seinem Buch ein paar Landstreicher-Lebensbeichten wieder, so wie sie ihm zuteil wurden. Daher rührt wohl die Unmittelbarkeit die-

ser Geschichten, daher kommt es, daß in ihnen die eigene Lust, das uns so we-sensfremde Gemisch von Lebensleichtig-keit und Schwermut des Landstreicher-tums ist. Das Leben auf der Landstraße ist greller, abwechslungsreicher als das unserer arbeitsamen Ausgeglichenheit. So kann es geschehen, daß diese Men-schen im Guten höher und im Bösen tiefer als wir gelangen. Die Gelegenheit da-zu geben ihnen die immer neuen erregen-den Abenteuer der Landstraße. Daher leitet dieser ungeschminkte Bericht seine Bedeutung: beispielhaft und doch ganz unpädagogisch spannend, stehen Bilder erschütternder Menschlichkeit vor uns neben anderen tierischen armseligen Ver-kommens.

Frau Lia und der Knabe mit den Gerstenbrotten. Eine biblische Geschichte v. Josefina Gräfin Lerchenfeld. 32 Seiten und 8 Kupfertiefdruckbilder. Mk. 0.40. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.

Wie die arme kränkliche Näherin Lia von Capharnaum ihren Wunsch erfüllt bekam, den Herrn Jesus beherbergen zu dürfen — in Gestalt nämlich eines noch ärmeren, mißhandelten Waisenknaben — und wie sie in ihren alten Tagen noch glücklich wird in Entfaltung ihrer ver-kümmerten Mütterlichkeit: kurz wie „erlösende Liebe“ zu „erlöster Liebe“ wird.

Monatliche Geisteserneuerung und Vorbereitung auf den Tod

Von P. Ephrem Roth, RMM. 3. Auflage
80 Seiten; Preis broschiert 50 Pfennig

Ein Ordensmann, der Meister im geistlichen Leben ist, gibt uns hier ein Büchlein, das reiche Erfahrungen zur Beachtung und Nachahmung darbietet. Keine Ordensperson, die einmal dieses Büchlein benutzte, wird es je wieder zur Seite legen. Immer von neuem wird sie sich dessen bedienen, um ernste Fortschritte zu machen im Innenleben.

ARMENSEELENFREUND

Von einem Mariannhiller Missionspriester. 384 Seiten.
Preis gebund. Rotschnitt RM. 1.50; Goldschnitt RM. 2.25

Hast du, geliebter Leser, nicht auch einen Soten zu bellagen, ein liebes Kind, einen treuen Gatten, einen edelgesinnten Freund...? Nicht wahr, jetzt, nachdem die treue Seele von hinnen geschieden, erkennst du sie erst in ihrem vollen Wert. Sie erscheint dir nun wie im Lichte der Verklärung; du denkst gar oft an sie und sehnest dich förmlich nach einem Mittel, ihr eine Liebesgabe ins andere Leben nachzusenden. Nimm das Büchlein, das ich dir anbiete; es gibt dir die gewünschte Anleitung.

Abhandlung über das Fegfeuer

von der heiligen Katharina von Genua
56 Seiten; Preis broschiert 15 Pfennig

Ein Werklein, welches vom Volke sehr gewünscht wird. Jahrelang war es nur in einem vergilbten Gewande und in einer veralteten Schreibweise erhältlich. Möge das trostreiche Werkchen in seiner neuen Ausstattung die Liebe zu den armen Seelen in uns vermehren.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern